

clar

8

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1, - M * 1979



Foto: Manfred Uhlenhut



Was ist Sache?

**Hat man als Soldat
Anspruch auf Freizeit?
Soldat K. Müller**

**Sie bekommen sicherlich viel Post.
Wird jeder Brief beantwortet?
Stabsmatrose M. Haessel**

Ja. Entsprechend des Tagesdienstablaufplanes hat jeder Armeeangehörige und Grenzsoldat in der Kaserne Anspruch auf Freizeit. Das bestimmt die Innendienstvorschrift 010/0/003, die betonte auch die jüngste SED-Delegiertenkonferenz in der NVA; sie verwies zudem darauf, die Freizeit nicht unbegründet einzuschränken.

Der Dienst-Tag des Soldaten ist anstrengend, fordert viel von ihm und verlangt ihm oftmals alles ab. Wer wüßte das besser als Sie! Am nächsten Tag geht es weiter, mit derselben Konsequenz, mit ebenso hohen oder noch höheren Anforderungen. Möglicherweise liegt noch eine Überprüfung der Gefechtsbereitschaft dazwischen, ein Alarm also. Da muß Zeit sein für die Reproduktion der physischen und psychischen Kräfte – freie Zeit. In der man ein Buch lesen, fernsehen, in den Klub gehen, einen Brief nach Hause schreiben, Persönliches erledigen, Sport treiben, die MHO aufsuchen, ins Kino gehen, einen Plausch machen, Skat spielen, seine Sachen in Ordnung bringen oder einfach mal alle fünf gerade sein lassen kann. Vieles also gibt es, wofür man eine Mußestunde braucht. Und unterschiedlich wie die Menschen sind dabei auch die persönlichen Interessen, Wünsche, Bedürfnisse. Deswegen wohl auch die unmißverständliche Festlegung in der schon genannten Innendienstvorschrift, daß die Teilnahme an gesellschaftlichen, kulturellen und sportlichen Veranstaltungen in der Freizeit freiwillig ist, nicht befohlen oder erzwungen werden darf.

Vielleicht werden Sie jetzt sagen: „Das hört sich gut und schön an. Aber die Praxis...“

Sicher, es kann vorkommen, daß aus dienstlichen Gründen mitunter eine Freizeit-Stunde auf der Strecke bleibt. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß die Anforderungen an unsere sozialistische Landesverteidigung, an Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft nicht niedriger werden, sondern wachsen. Im täglichen Ablauf und in den 18 Monaten Wehrdienstzeit muß also mehr geschafft werden. Die Ausbildung ist inhaltsreicher geworden, verlangt größeres Wissen und Können auf dem Gefechtsfeld. Die moderne Militärtechnik ist leistungsfähiger, hat aber zugleich einen höheren Wartungsaufwand; sie einwandfrei beherrschen zu lernen, fordert hin und wieder auch manche Stunde über die normale Dienstzeit hinaus – und sei es, daß man sich im militärtechnischen Zirkel zusammenfindet. Kurzum, einfacher wird das Soldatsein nicht. Die Anforderungen steigen. Dennoch ist dies kein Teufelskreis, aus dem ein Entrinnen unmöglich wäre. Der Schlüssel liegt in einer guten Organisation des gesamten militärischen Lebens, wozu eben auch das Planen (und Gewähren) der Freizeit gehört, ihre sinnvolle Gestaltung. Es ist dies zuallererst ein Anspruch an die Vorgesetzten, aber meiner Meinung nach auch eine Sache, der sich die Partei- und FDJ-Organisation annehmen sollte. Wer seine militärischen Aufgaben erfüllen und dabei Großes leisten will, dem muß auch die Möglichkeit gegeben werden, auszuspannen, seine physischen und psychischen Kräfte zu reproduzieren. Und wann anders kann er dies als in der Freizeit?



An Leserschriften mangelt es der Redaktion und mir wahrlich nicht. Viele hundert treffen jeden Monat ein – von Soldaten und Matrosen, von deren Frauen und Mädchen, von Bürgern jedes Alters.

Die Anliegen reichen von der Bitte um Rechtsauskunft über Meinungen zum Soldatenmagazin bis hin zu Liebes- und Eheproblemen. Eine breite Skala also. Sie zeugt davon, welches Vertrauen die Leserinnen und Leser in die „Armee-Rundschau“ setzen. Natürlich bemühen sich alle Redakteure, bemühe auch ich mich, keinen Einsender zu enttäuschen. Jede Frage wird ernst genommen. Nach jenem Motto, das mir der Arbeiterfunktionär und streitbare Parteijournalist Gerhart Eisler mit auf den Weg gegeben hat: „Merke dir“, sagte er in den fünfziger Jahren einmal zu mir, „es gibt keine dummen Fragen. Es gibt nur dumme Antworten.“

Alle Leserschriften werden persönlich beantwortet. Wo die Redaktion, wo ich kann, helfen und raten wir, geben Auskunft, klären offene Fragen. Manches läßt sich von der Redaktion aus nicht allein machen. Doch wir erhalten gute Unterstützung von vielen Kommandeuren und Politarbeitern, von den Genossen im Ministerium für Nationale Verteidigung. Und so ist gesichert, daß keiner ohne Antwort bleibt – wie auch Sie an dem Brief gesehen haben, den Sie vor Veröffentlichung dieser Zeilen erhielten.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

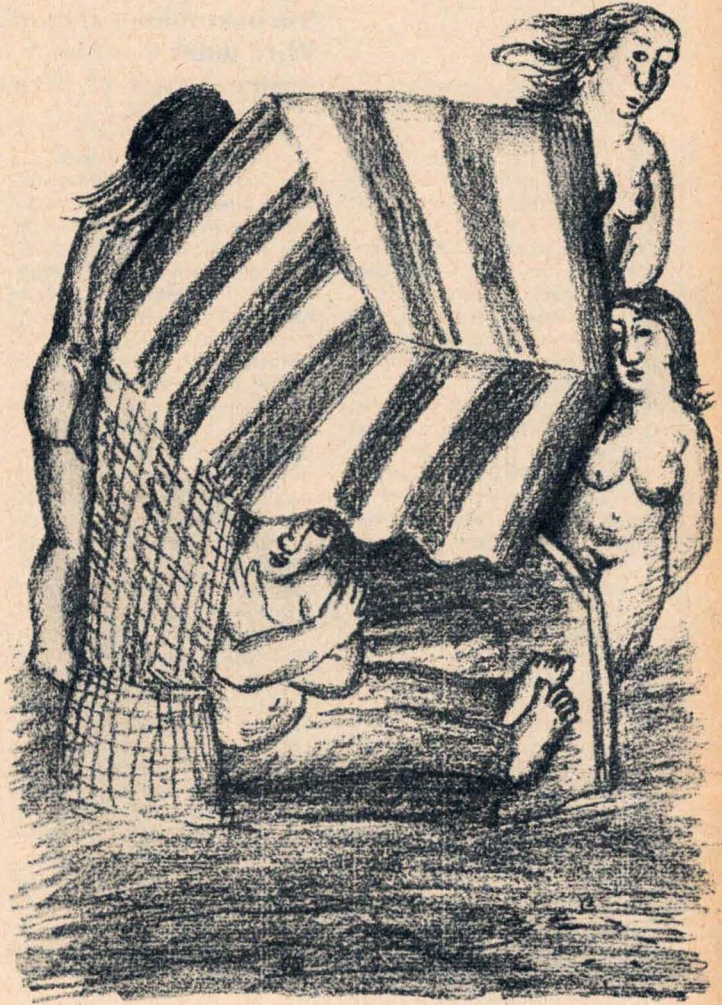
Chefredakteur

Vorwiegend

Ich habe mich für diese Ausgabe meiner Buchempfehlungen einmal mit Kriminalromanen befaßt. Nicht mit solchen, die in die Weltliteratur eingehen und zu Klassikern werden, aber mit jenen, die man zwischen Ostkreuz und Alex in der S-Bahn liest. Und da kann es einem schon passieren, daß man erst Marx-Engels-Platz merkt, daß man längst hätte aussteigen müssen.

Mir wäre es beinahe bei Gaston Leroux „Das Geheimnis des Gelben Zimmers“ so gegangen. Genau sieben Jahrzehnte nach dem ersten Erscheinen liefert uns hiermit der Verlag Das Neue Berlin einen Krimi ganz klassischer Art: Äußere Spannungselemente sind unbedingt dominierend, Zufälle unwahrscheinlichster Art bestimmen die Handlung, alle Details des Verbrechens werden dem Leser nahezu pedantisch genau geboten. Fräulein Stangerson, die hübsche ledige Tochter des berühmten Professors, ist im Gelben Zimmer überfallen und lebensgefährlich verletzt worden. Das Mysteriöse daran ist nur, daß Türen und Fenster fest verschlossen waren, es keine Geheimtüren oder ähnliche Gänge gibt und der Professor im Nebenraum arbeitete. Aber der kleine Sensationsreporter Rouletabille, inzwischen natürlich schon berühmt und bedeutend, löst des Verbrechens Rätsel. Kunststück, mit so geheimnisvollen Sprüchen wie „Das Pfarrhaus winkt mit seinem ganzen Zauber, der Garten blüht in seiner alten Pracht!“ öffnen sich ihm verschlossene Türen und Mäuler wie der Märchenberg Sesam.

Weitaus gegenwärtiger, wenn auch nicht minder spannend und mysteriös zeigt sich die Handlung eines Bandes aus der beliebten DIE-Reihe vom gleichen Verlag.



Die Illustration von Lothar Sell entnahmen wir dem „würzigen, schmackhaften, scharfen, beißenden und zu Tränen rührenden“ Gedichtband „Zwiebelmarkt“, erschienen im Eulenspiegel Verlag Berlin.

spannend

„Ein Mord am Lietzensee“ geschieht, und alles sieht nach einer „übermütigen“ Tat der stadtfürchteten Rocker-Bande „Luzifers Lieblinge“ aus. Die Presse, allen voran Springers Bild-Zeitung, greift die Vermutung dankbar auf und fordert endlich ein „hartes Durchgreifen“ von Polizei und Behörden gegen die Jugendlichen. Ihr merkt schon, die Handlung spielt in einer anderen Welt, konkret Westberlin, und die Probleme sind nicht die unseren. Aber der Autor Richard Hey hat in seinen Krimi einen so gehörigen Batzen Sozialkritik gepackt, daß, denkt man darüber nach, die Kriminalhandlung wohl nur Mittel zum Zweck war, die Verkaufsverpackung vielleicht. Zudem ist das Ganze in einem derart unterhaltenden und kurzweiligen Stil geschrieben, den ich z. B. dem Roman „Mit falscher Münze“ von Martin Wendland aus der gleichen Reihe wünschen würde. Der Mörder – ein mit allen schwarzen Eigenschaften ausgestatteter Professor, der seinen klugen, guten Widersacher aus dem Weg räumt – ist den Lesern von Anfang an bekannt. Bleibt nur die zweifelhafte Spannung, ob die Polizei auch drauf kommt. Sie tut es, sonst läge das Buch nicht vor mir. Leider dauert das 189 Seiten.

Wesentlich besser gefällt mir da schon „Der Hut des Kommissars“ – so heißt der vierte Krimi, den ich euch vorstellen möchte. Der Mitteldeutsche Verlag hat diesen Roman von Werner Steinberg herausgegeben. Steinberg, kein Unbekannter in der Kriminalliteratur unseres Landes, bestätigt auch hiermit seinen guten Namen im Genre. Der Arzt einer bundesdeutschen Kleinstadt erschießt den Geliebten seiner Frau, einen Architekten und Baumeister. Nach

der Tat ist er sofort geständig. Alles scheint gelöst, da unternimmt sein Rechtsanwalt Nachforschungen auf eigene Faust. Nicht umsonst – das Ergebnis ist verblüffend! Spannung von Anfang bis Ende, zudem ein Stückchen bundesdeutscher Alltag, gesellschaftliche Zusammenhänge und eine Anleitung, wie man in dortigen Kreisen zu beehrten Bauaufträgen kommen kann. Diesen Krimi kann ich euch guten Gewissens empfehlen.

Noch eine Bemerkung zu allen vier Büchern: Leider waren die zahlreichen Druckfehler nicht zu übersehen. Ich will hoffen, daß sie nicht in der Unterschätzung dieser Art Literatur ihre Quellen haben. „Salzige Karrieren“ von Robert Kündiger (Militärverlag der DDR) ist kein Kriminalroman. Aber an Spannung, Kurzweil und Interessantheit übertrifft er manchen. Spannung nicht aus konstruierten Zusammenhängen, sondern aus nahezu historischer Realität. Wie es zugeht auf Deck des Zerstörers 4 der Bundesmarine, welche für das gesellschaftliche System allgemein-typischen Verhaltens- und Denkweisen hier ganz konkret von Offizieren und der Mannschaft vertreten werden – all das erfährt ihr abwechselnd aus der Sicht von Kapitänleutnant Küster und Leutnant Hartwig. Die große Wirksamkeit des Geschilderten führe ich auf die Wirklichkeit des eigenen Erlebens Kündigers in der Bundeswehr zurück. Sehr interessant hierbei sind alle auf die DDR bzw. auf die Volksmarine bezogenen Gespräche und Gedanken. Einer der Kommandanten des Schiffs ist übrigens Kapitän Klose, der spätere Admiral und Chef der Bundesmarine. Vom Gelesenen zum Gehörten Wort, umrahmt oder übertönt von Musik – zur Schallplatte. Spannung empfinde ich bei jeder neuen Scheibe. Besonders natürlich, wenn mir eine empfohlen wird von so einer profilierten Gruppe wie Karat. „Über sieben Brücken...“ (Amiga 855 695) heißt die neueste; sie war übrigens u. a. ein Beitrag des VEB Deutsche Schallplatte zum Jugendfestival Pfingsten 1979 in Berlin. Und das

zu Recht, meine ich. Sie erfüllte meine Erwartungen, kommt rökig, jazzig, bluesig und laut und leise (beides gekonnt) daher, ist was zum Tanzen und was zum Zuhören. Schade nur, daß manche der guten Texte durch den etwas undeutlichen Gesang Herbert Dreilichs untergehen. Dennoch – das ist eine von denen, die man haben und hören sollte.

Leider kann ich euch diesen Rat bei den beiden folgenden Amiga-Erzeugnissen nicht geben. „Die großen Erfolge '78“ (855 619) sind für mich gar nicht so große Erfolge gewesen, von einigen Ausnahmen (Beyer, Karat, Walter, Biege) mal abgesehen. Und dann stellt sich mir bei Zusammenfügungen dieser Art immer wieder das Problem: Wenn ich die Gruppe Karat hören will, dann muß ich Andreas Holm mitkaufen, oder nehmt's umgekehrt. „Schlagersterne 1/79“ (855 646) – ein Gemisch von den Molly-Sisters über Sabine Bruhns bis Thomas Natschinski. Nun ja, wem's gefällt...

Die Spannung setzte bei mir erst wieder beim Ewald ein. „Ewald, der Vertrauensmann“ ist Reinhold Anderts neueste LP (Amiga 845 157). So kann sich ein Programm zum 30. Jahrestag unserer Republik auch anhören. Schön, daß sie der Mitschnitt einer öffentlichen Veranstaltung ist, so behalten die Lieder viel von ihrer Ursprünglichkeit. Übrigens ein Beweis, daß das politische Lied lebt. Daß meine Empfehlungen dazu beitragen, euch zu entspannen, wünscht euch und sich

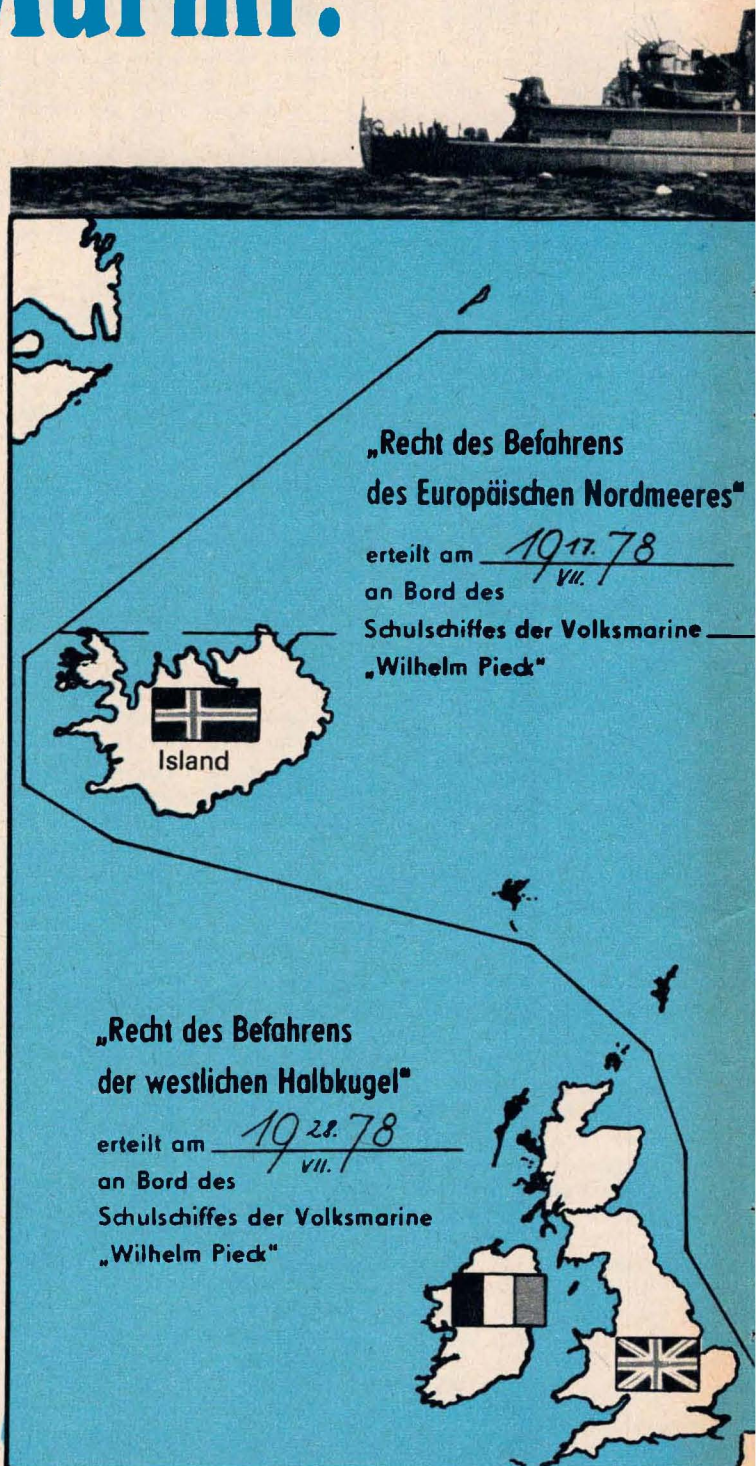
*Eure
Bibliothek,
Karin*

Ahoi, Murmi!

**Mit der „Wilhelm Pieck“
6975 sm auf Nordkurs/
Taufe beim Überfahren
des Polarkreises
und des Null-Meridians/
Murmansk, die Stadt
der jungen Leute/
Blühende Rosen
trotz 300 Tagen Frost.
Von der ersten
Nordmeerfahrt
des Schulschiffes
der Volksmarine
berichtet
Offizierschüler
Peter Stengel**

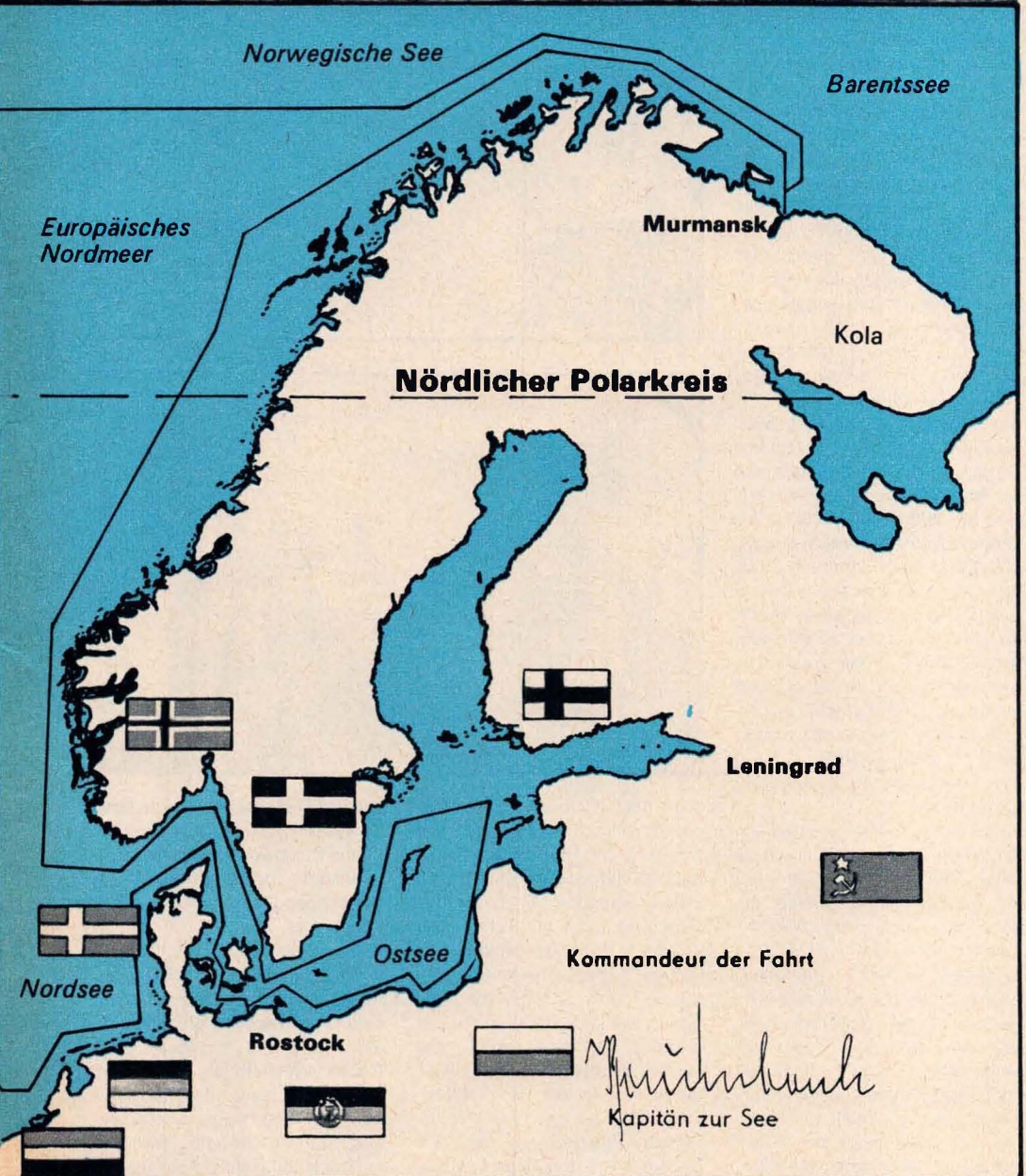
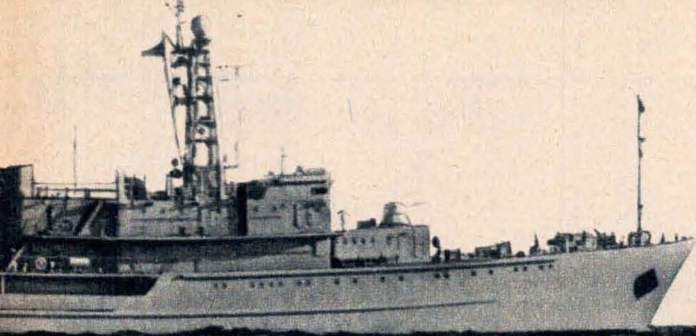
Die große Fahrt begann für uns ziemlich prosaisch. Den Umstieg von unseren vergleichsweise komfortablen 3-Mann-Zimmern an der Offiziershochschule „Karl Liebknecht“ in ein 25-Mann-Deck verkrafteten wir aber ebenso wie die vier Tage Hafenausbildung mit Reinschiff, PVI (planmäßige vorbeugende Instandhaltung) und Rollentraining. Wir griffen tüchtig mit zu, was sich auf das ohnehin nicht schlechte Verhältnis zur Besatzung des Schulschiffes positiv auswirkte.

Der folgende Ostseetörn, der uns an der polnischen, sowjetischen, finnischen und schwedischen Küste entlang zurück zur Warnemünder Reede führte, sollte uns an die Bordbedingungen auf See gewöhnen. Außerdem hatten wir eine Auffrischung unserer navigatorischen Kenntnisse nötig, hantierten also eifrig mit dem Sextanten, dem Sternfinder und dem Koppelbesteck. Ein Versorgungsschiff brachte noch einmal Lebensmittel und die vorläufig letzte Post von zu Hause. Dann stand dem „großen



**„Recht des Befahrens
der westlichen Halbkugel“**

erteilt am 19.11.78
VII.
an Bord des
Schulschiffes der Volksmarine
„Wilhelm Pieck“



Abenteuer“ nichts mehr im Wege
— auf nach Murmansk!

Bei Windstärke 6 passierten wir
den Öresund, vorbei an Malmö,
Kopenhagen, Helsingborg und
Helsingör. Inmitten starken
Schiffsverkehrs gelangten wir
ins Kattegatt. Als wir am dritten
Tag Kap Lindesnes, die Süd-
spitze Norwegens, erreichten,
beeindruckte uns das Panorama:
Berge, Berge, Berge — 1000 m
hoch, Schnee im Juli. Der Höhe-
punkt des vierten Tages war die
Taufe beim Überfahren des nörd-
lichen Polarkreises.

Wir sahen die ersten Wale und
staunten über die taghelle Polar-
nacht. Zwei Tage später erreich-
ten wir den nördlichsten Punkt
unserer Reise und gleichzeitig
den nördlichsten Punkt Europas:
das Nordkap, den gewaltigen
Fels aus schwarzgrauem Glim-
merschiefer, mit der vorgelager-
ten kleinen Landzunge Knivskjäl-
rodden. Unsere Position:
71 Grad, 10 Minuten Nord,
25 Grad, 47 Minuten Ost.

Am siebenten Tag unserer See-
reise liefen wir in sowjetisches
Territorium ein und gingen vor
der Murmanker Reede vor An-
ker. Bei ziemlicher Kälte — wir
befanden uns ja immerhin etwa
400 Seemeilen nördlich des
Polarkreises — arbeiteten wir bis
zum Umfallen, um unser Schiff
für „Murmi“ schön zu machen,
wie die Stadt von den Seeleuten
genannt wird. Noch einmal
Schlaf in weißer Nacht, an die
sich unser Organismus noch
nicht so recht gewöhnt hatte —
und dann begannen die erlebnis-
reichen Tage. . .

Kahle, rote Felsen machten am
nächsten Tag zunächst keinen
tollen Eindruck auf uns. Aber
das war schnell vergessen, als
wir in Murmansk, das sich 22 Ki-
lometer am Tuloma-Fluß ent-
langzieht, einliefen. Natürlich
waren nicht alle 870000 Ein-
wohner zu unserem Empfang er-
schienen, dennoch waren wir
überwältigt von der Herzlichkeit
und Begeisterung unserer Gast-
geber. Unsere „Wilhelm Pieck“
war das erste Schiff der Volks-
marine, das Murmansk einen Be-



such abstattete, und so war es
nicht verwunderlich, daß wir
gelegentlich auch kritisch be-
trachtet wurden. Bei unserem
ersten Landgang mit Stadtrund-
fahrt und Kino erwischten wir
einen der 265 Murmanker Nel-
beltage, trotzdem erkannten wir
schnell: Dies ist eine moderne
Großstadt, die zudem eines der
größten Fischereizentren des
Landes darstellt. Buntes, pulsie-
rendes Leben auf den Straßen.
Tausende ferngeheizte Hoch-
häuser, Erinnerungen an den
Großen Vaterländischen Krieg

wie das Denkmal des Helden der
Sowjetunion A. Bredow auf dem
Lenin-Prospekt oder die Ge-
denkstätte für die heldenhaften
Verteidiger des sowjetischen Po-
largebietes.

Unsere Dolmetscherin führte uns
auch in eine Straße, auf die die
Murmanker besonders stolz
sind. Dort wachsen Birken, nicht
höher als etwa vier Meter, und
Rosen. Weshalb die Bewohner
der Stadt diese Anlagen mit
so viel Liebe pflegen, wurde uns
klar, als wir erfuhren, daß hier
auf der Halbinsel Kola der Boden



300 Tage des Jahres vom Frost gezwickt wird. Kein Wunder, daß bei den wenigen und sorgsam gehüteten Grünanlagen der Stadt die bei uns verbreiteten „Rasenlatscher“ eine unbekannte Gattung sind.

Viel Wissenswertes erfuhren wir im Heimatmuseum, im Naturkundemuseum und im Museum der Nordmeerflotte. Zum eindrucksvollsten Erlebnis wurde für uns aber der Besuch des Ensembles der Nordmeerflotte. Gerade erst von einer Tournee aus Kanada zurückgekehrt, war es sofort bereit, vor uns aufzutreten. Swetlana, unsere Dolmetscherin, sagte, es sei sonst gar nicht so leicht, in Murmansk Karten für dieses Ensemble zu bekommen. Anschließend war Tanz, da fühlten wir uns natürlich ganz in unserem Element. Daß es bei dieser und anderen Gelegenheiten auch zu herzlichen Begegnungen mit unseren Waffenbrüdern von der Nordmeerflotte kam, war selbstverständlich. Und in allen Gesprächen konnten wir feststellen: zwei Sprachen, aber ein Herz und eine Seele. Sooft wir durch die Stadt bum-

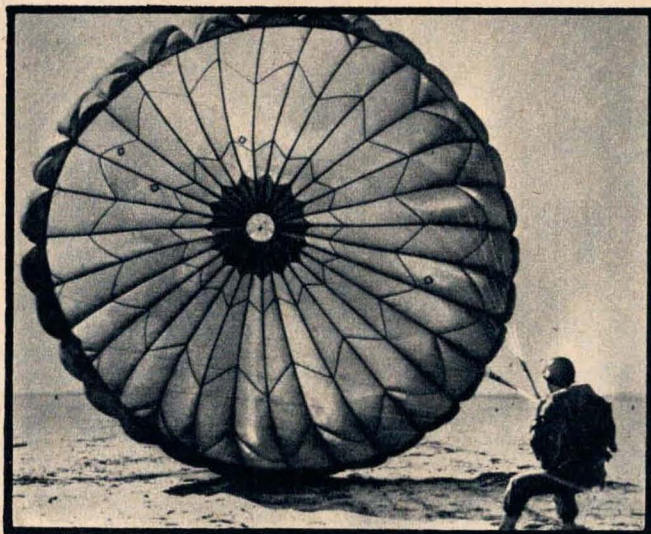
melten, fiel uns auf, daß das Straßenbild vor allem von jungen Leuten geprägt wird. Ihnen wird in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens bereits viel Verantwortung übertragen. Davon konnten wir uns bei einer Begegnung mit dem Leiter einer Pflanzenproduktionsgenossenschaft überzeugen. 22 Jahre alt (so alt wie wir), zeichnet er bereits für die Produktion eines großen Gemüsekombinats verantwortlich. Neun Hektar Anbaufläche unter Glas – in den riesigen Treibhäusern wachsen Gurken, Tomaten und Zwiebeln. Doch der optimistische junge Chef hat noch weitergehende Pläne: Er will hier im Polargebiet in absehbarer Zeit auch Erdbeeren und Weintrauben ernten! Sein Kombinat steht im sozialistischen Wettbewerb mit einem ähnlichen Betrieb in Archangelsk, und da wollen die Murmansk-Gemüsebauer die Nase vorn haben. Zum Abschied schenkte uns unser freundlicher Gastgeber eine Kiste saftiger, frischer grüner Gurken, die im Geschmack unseren einheimischen in nichts nachstanden. Die schönen Tage von Mur-

mansk gingen aber auch einmal zu Ende. Wir mußten Abschied nehmen von vielen gastlichen Menschen, die uns in dieser kurzen Zeit zu Freunden wurden. Ahoi, Murmansk! Beim Auslaufen sahen wir noch einmal die drei größten Eisbrecher der UdSSR, die „Arktika“, die „Sibir“ und die „Lenin“, dann hatte uns das Nordmeer wieder.

Sonne wechselte sich in den nächsten Tagen mit Nebel ab, das Thermometer stieg nie über 13 °C, aber ansonsten verhielt sich der Atlantik unserem Schiff gegenüber gnädig. Die Stimmung an Bord war gut und stieg noch einmal mächtig an, als der Null-Meridian überfahren wurde. Da war natürlich wieder eine Taufe fällig, und die „Wilhelm Pieck“ erwies sich ein weiteres Mal als ein Kahn voller lustiger Leute. Dann erreichten wir Island. Die Insel präsentierte sich bei schönstem Sonnenschein in voller Pracht – glitzernde Wasserfälle, riesige Gletscher und der höchste Berg Islands, der Öroefajökull mit 2119 Metern. Wir nahmen Kurs auf die Faröer-Inseln. Endlich wurde es auch wieder dunkel, wenn die Nacht einbrach. Die englische Ostküste empfing uns mit Nebel, aber das störte uns nicht mehr, denn es ging ja in Richtung Heimat. Wir ließen Kap Skagen, die Nordspitze Dänemarks, hinter uns und machten das Schiff für die Ankunft schön. Ein Schnellboot der BRD-Bundesmarine Typ 148 wick uns nicht von der Seite, bis wir unsere Vorposten erreichten.

Wir waren guter Dinge, denn nach erlebnisreichen, aber auch anstrengenden Wochen hatten wir nun doch wieder Sehnsucht nach der Heimat und unseren Lieben zu Hause. Die große Fahrt aber mit der „Wilhelm Pieck“ und die Begegnungen mit den prächtigen Freunden in Murmansk werden wir sicherlich für immer im Gedächtnis behalten.

Fotos: Offiziersschüler Axel Barth (2), Oberstleutnant Ernst Gebauer (1), Zentralbild (1)



Special Forces

Um die „vielfältigen Aufgaben wahrnehmen zu können“, die sich aus „Bündnissen und Militärhilfeabkommen“ ergeben würden, haben die USA-Streitkräfte, wie die Bundeswehr-Presse berichtete, „Ausbildungskapazitäten und Spezialverbände geschaffen“. So entwickelte sich aus dem 1953 gegründeten Ausbildungszentrum für „Sonderkriegsführung“ das „US Army John F. Kennedy Center and Institute for Military Assistance“. Ihm unterstellt sind die 5. und die 7. Sonderkampfgruppe, die 95. Gruppe für Beziehungen zur Zivilbevölkerung und die 4. Gruppe für psychologische Kriegsführung. Die Aufgaben des Centers bestehen zum einen in der Aus- und Weiterbildung der Angehörigen von Militärmissionen, der Berater und militärischen Spezialisten, die „für eine Verwendung im Ausland vorgesehen sind“. Nach einer Fallschirmspringerausbildung können „qualifizierte“ und „sehr motivierte“ Freiwillige hier auch an einem „Eignungslehrgang“ teilnehmen, der sie zum Dienst bei den berüchtigten „Grünen

Baretten“ befähigt. Ihr Ausbildungsprogramm umfaßt dann u. a. nachrichtendienstliche Ausbildung, Waffenkunde, Pionier- und Fernmeldetechnik, Taucherlehrgänge, Fallschirmspringen (Foto) und besonders Fremdsprachen. „Fertigkeiten im Dschungel-, Wüsten-, Winter- und Guerillakampf werden zusätzlich vermittelt.“ Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten für subversive Aktionen erweitern sie zum Beispiel an Schulen der Bundeswehr. Zum Kennedy-Center gehört ferner die Schule für psychologische Kriegsführung. Sie bildet nicht nur die Offiziere dieser Spezialtruppe und „für Teileinheiten des Bereichs der psychologischen Kampfführung“ aus, sondern berät und unterstützt auch die anderen Zweige des Centers in diesen Fragen. „Mannschaften erhalten eine Fachausbildung, welche sie zum Dienst in Abwehr- und Feindaufklärungsfunktionen, Stabsverwendungen und in Propaganda-Teams befähigt.“ Es werden auch „Kurse für ausländische Soldaten in diesem Bereich“ veranstaltet.

Bei der Bundeswehr gibt es Offiziere, wie „man sie aus der großdeutschen Wehrmacht kennt“, erklärte der Reserve-Stabsunteroffizier Lothar Schulte. Bei ihnen hat er seine Lehrgänge absolviert. So habe er zum Beispiel beim Panzerjägerbataillon in Wentorf (BRD-Land Schleswig-Holstein) „einen nationalsozialistischen Unteroffizier und Führungsoffizier“ gehabt. „Da wurde ich politisch geschult“, sagte Schulte. Er sei erst bei der Bundeswehr zu einem „richtigen Nationalsozialisten“ geworden.

Taiwans Streitkräfte umfassen nach westlichen Angaben derzeit 474000 Mann. Das Heer setzt sich zusammen aus zwei Panzerdivisionen, zwölf schweren und sechs leichten Infanteriedivisionen, zwei gepanzerten Kavallerieregimentern und vier Spezialeinheiten sowie zwei Luftlandebrigaden. Den Kern der Marine bilden zwei U-Boote, 22 Zerstörer und elf Fregatten. Hinzu kommen noch Landungsboote, Minenräumer und Korvetten. Die Luftwaffe ist gegliedert in zwölf Jagdbombergeschwader, drei Jagdgeschwader und ein Aufklärungsgeschwader.

Exentia 79 lautete die Bezeichnung für das größte Manöver, das Frankreich nach 1945 an seiner Westküste Ende April dieses Jahres durchführte. Daran nahmen 17000 Angehörige der Land-, Luft- und Seestreitkräfte sowie der Gendarmen teil. Im Einsatz waren 2400 Fahrzeuge, 200 Flugzeuge, 70 Hubschrauber und 19 Kriegsschiffe, darunter der Flugzeugträger „Clemenceau“.

In Eckernförde sind die zur Zeit 60 Kampfschwimmer der BRD-Kriegsmarine (6 Offiziere, 27 Bootsmänner und 27 Maate) stationiert. Zu ihrer Ausbildung gehören laut „Die Welt“ ein „Schwimmtaucherlehrgang, taktisches Schwimmen und Tauchen, Navigieren mit Hilfe eines Unterwasserkompasses, Annäherung und Verhalten an Objekten, Anbringen von Unterwasser-Sprengladungen, Nahkampf“. Hinzu kommen der Erwerb der Führerscheine für PKW, LKW und Motorboote, die Ausbildung zum Fallschirmjäger und Sprenghelfer. Diese „triphibisch“ (Waffentaucher, Fallschirmjäger, Ranger) ausgebildete Truppe unter Korvettenkapitän Rolf Leip zähle zu den „härtesten“ der

Welt. Das zeigten regelmäßige internationale Vergleiche. Ihr Auftrag besteht in Einsätzen gegen militärische Küstenanlagen und Schiffe, im Sprengen und in der Stranderkundung.

Eine neue Rakete für die US-Luftwaffe zu entwickeln, haben zwei amerikanische Firmen den Auftrag erhalten. Die Entwicklungsaufträge belaufen sich auf 84,5 Millionen Dollar, der Gesamtauftrag auf 400 Millionen. Die neue Rakete soll den Typ „Sparrow“ ersetzen. Sie soll mit Hilfe eines Radarsuchkopfes und eines Kleincomputers ihr Ziel automatisch ansteuern können und, wie in der BRD-Presse gemeldet wurde, „auch den NATO-Partnern angeboten werden“.

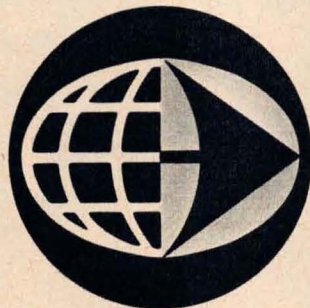
Belgien will seine in der BRD stationierten Truppen mit der neuen amerikanischen Fla-Rakete „Hawk-Helip“ ausrüsten. Wie mitgeteilt wurde, sind dafür vier Milliarden belgische Francs (rund 252 Millionen DM) bewilligt worden. Diese Beschaffungskosten sollen durch Aufträge der BRD und der USA „an die belgische Industrie voll kompensiert“ werden.

Abgelöst werden soll die „Phantom“ F-4 durch ein neues taktisches Kampfflugzeug, das in der BRD bereits für die neunziger Jahre entwickelt wird. „Der Einsatz ist“, wie die „Neue Ruhr-Zeitung“ be-

richtete, „hauptsächlich im Bereich Luft-Luft vorgesehen. Allerdings ist auch an Luft-Boden-Einsätze, die schwerpunktmäßig von Tornado und Alpha Jet wahrgenommen werden sollen, als Zweitrolle gedacht.“

Eigene Raketensysteme hat Südkorea entwickelt. Es handelt sich dabei um einen Raketenwerfer mit 28 Rohren und zwei Boden-Boden-Raketen, die auch als Träger für Atomsprengköpfe geeignet sein sollen. Die kleinere, die der verkürzten „Honest-John“ ähnelt, soll eine Reichweite von 35 km haben. Als Transport- und Startfahrzeug dient ein von LKW gezogener Spezialanhänger. Von der zweiten, einer sogenannten Langstreckenrakete, wird eine Reichweite von 150 bis 200 km angenommen. Sie gleicht in Aufbau und Abmessungen der „Nike Hercules“.

Die Artillerie der Bundeswehr verfügt zur Zeit über 70 schwere Haubitzen (203 mm), 140 Langrohrkanonen (175 mm) und 580 Panzerhaubitzen (155 mm). Dazu kommen 150 leichte Haubitzen (105 mm), 26 schwere Artillerie-Raketensysteme „Lance“ und 200 Mehrfachraketenwerfer eigener Produktion (Kaliber 100 mm). Die Gebirgsartillerie-Bataillone geben ihre 105-mm-Haubitzen ab und erhalten dafür die Panzerhaubitzen (155 mm). Außerdem wird im Artilleriebereich eine Vereinheitlichung auf das Kaliber 155 mm mit neuen Munitionsarten angestrebt.



In einem Satz

Zu Einweisungen, um ein „praxisbezogenes Feindbild zu vermitteln“, werden Angehörige der in der BRD stationierten US-Truppen an die Staatsgrenze der DDR geführt, wobei auch führende Politiker der BRD-Länder „über die politischen Realitäten informieren“.

Getestet für den Einsatz in den küstennahen Gewässern der Ostsee hat die BRD-Kriegsmarine ein Luftkissenboot der britischen Royal Navy.

Zwei Milliarden Dollar wollen die USA in den nächsten fünf Haushaltsjahren für den sogenannten Zivilschutz ausgeben.

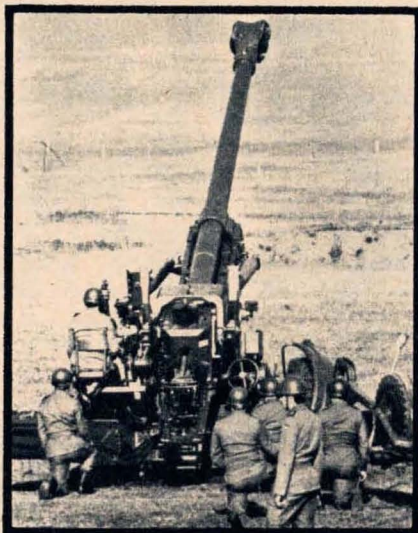
Zum Erstflug startete im März dieses Jahres das neue französische Kampfflugzeug „Mirage“ 4000, das nach westlichen Angaben doppelte Schallgeschwindigkeit erreicht und dessen ersten Serienmodelle Anfang 1983 fertiggestellt werden sollen.

Zusätzliche Rüstungsausgaben in Höhe von 2,1 Milliarden Dollar hat der Senat der USA bewilligt, in denen auch 265 Millionen für die Weiterentwicklung der mobil stationierten Langstreckenrakete MX enthalten sind, die bis Mitte der achtziger Jahre eine Hauptstütze des US-Atomwaffenarsenals werden soll.

Nur ein Fünftel der bisherigen Bauzeit, etwa die Hälfte der Fahrzeuge und 40 Prozent des Personals benötigen die Divisionspionierbataillone der Bundeswehr durch die Einführung der sogenannten Falt-schwimmbrücke für einen Brückenschlag.

44 Maschinen (Flugzeuge und Hubschrauber) hat die britische Luftwaffe in der Zeit vom 1. März 1978 bis Ende Februar 1979 durch Abstürze verloren.

Als erster Verband der BRD-Landstreitkräfte wird das Feldartilleriebataillon 51 aus Idar-Oberstein mit der neuen Feldhaubitze 155-1 (Foto) ausgerüstet. Das Geschütz soll sehr beweglich sein, eine hohe Feuer-geschwindigkeit (sechs bis acht Schuß pro Minute) und eine geringe Streuung besitzen. Fotos: Archiv



Das Doppelleben des Wolf B.

Der Mann in dem karierten Hemd, darüber ein ärmelloser Pullover, hat es eilig. Hier und da wirft er einem Bekannten ein schnelles „Guten Morgen!“ zu. Nichts ist an ihm, das ihn auffällig machen würde und herausheben aus den Leuten, die gleich ihm in einer Straße des Berliner Ostens zur Arbeit gehen. Die Kollegen kennen ihn als höflichen und bescheidenen jungen Mann, wissen, daß er verheiratet ist. Ansonsten aber würden sie, nach besonderen Kennzeichen befragt, mit dem kurzen Vermerk in seinem Personalausweis antworten: Keine. Genauere Beobachter würden höchstens hinzufügen, daß er in letzter Zeit etwas blaß aussieht, übermüdet. Aber was Wunder: Der junge Mann sitzt in seiner freien Zeit über den Büchern, um sich auf die Abschlußprüfung seines Studiums vorzubereiten. Da kann die Nacht schon mal kürzer werden als gewöhnlich. Und doch führt dieser Mann des

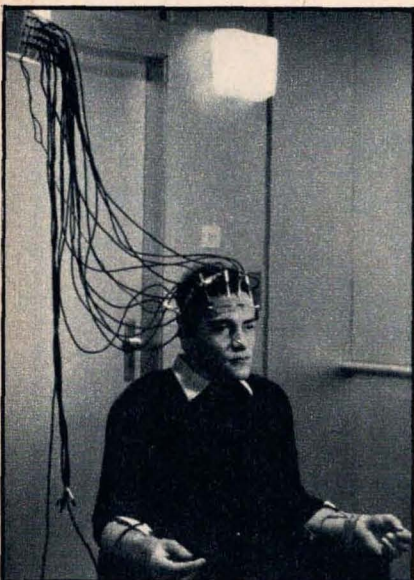


Es eilt! Dietrich Körner in der Rolle des Werner...

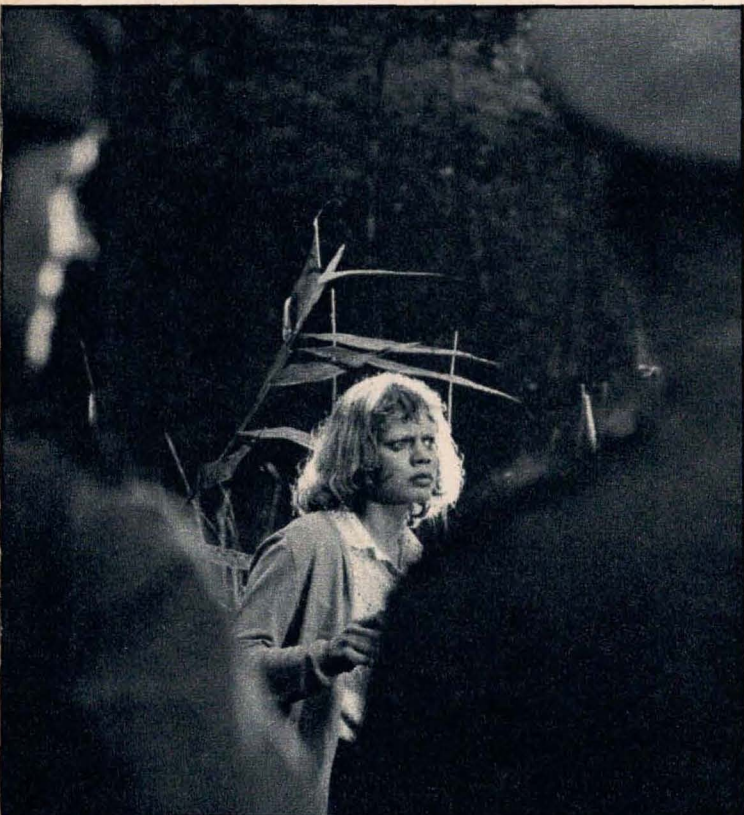
Bei den Dreharbeiten wurde in dieser Szene scharf geschossen... Peter Zimmermann als Brandin und Piotr Garlicki als Dr. Baum.



*Test mit dem Lügendetektor.
Ob Wolf B. das übersteht . . . ?*



Nachts ein völlig anderes Leben als tagsüber. Nur wenige Kilometer von seinem Zuhause betreibt er Nacht für Nacht in Westberlin ein besonderes „Studium“: Mit der Pistole, mit unsichtbarer Tinte, mit Chiffriertabellen, mit Kleinst-Fotoapparaten, mit Funkgeräten. Das zweite Leben des so unauffällig erscheinenden Wolf Brandt ist das eines CIA-Agenten. Zwischen Schießstand und Funkausbildungsraum liegen Irrfahrten durch das Westberlin jener Tage, bei dem ihm die Augen verbunden werden; sie enden in irgendeiner Villa, wo man ihn



*Renate, Brandts Frau
(Karin Düwel), ist verzweifelt . . .*

an den Lügendetektor anschließt. Denn der amerikanische Geheimdienst will sicher gehen bei diesem vor kurzem neu angeworbenen Agenten. Immer wieder wird er getestet, hat er sich zermürenden Verhören zu stellen, werden seine Personalien überprüft. Doch dieser Wolf B. ist okay, besteht alle Nerven- und andere Bewährungsproben. Auch unter Alkohol ist ihm nichts zu entlocken, was seinen sonstigen Angaben widerspräche.

Man schreibt das Jahr 1961. Aus Washington waren neue Direktiven gekommen: Es sind verstärkte Anstrengungen zu unternehmen, um das Agentennetz in der DDR schnell und großangelegt zu erweitern. Der Tag X stehe bevor. Dafür müsse der Geheimdienst gerüstet sein, denn ein erfolgreicher Einmarsch von NATO-Truppen sei nur gesichert, wenn gleichzeitig in vielen Städten der DDR die Agenten wirksam würden, bewaffnete Aktionen einleiteten, die Institutionen von Partei und Staat stürmten, „Volksaufstände“ organisierten und über ihr Funknetz die NATO-Truppen an die Brennpunkte führten . . . Während Wolf Brandt des Nachts über die offene Grenze zu seiner Agentenausbildung in Westberlin fährt, betreiben die Geheimdienste – vom westdeutschen Bundesnachrichtendienst bis zum CIA – in der DDR eine riesenhaft angelegte Abwerbung von Facharbeitern, Technikern, Wissenschaftlern, Ärzten. Das Land zwischen Oder und Elbe soll systematisch ausgeblutet werden. Im RIAS ist von einer drohenden „Hungersnot in Mitteldeutschland“ die Rede. Provokateure machen Stimmung gegen die SED, gegen die Arbeiter-und-Bauern-Macht. Zugleich laufen im Bundeswehrministerium der BRD und in den

NATO-Stäben die militärischen Vorbereitungen für den Tag X auf vollen Touren.

Es hat den Anschein, als ob Wolf Brandin davon kaum Notiz nähme oder wenn doch, den geplanten Vernichtungsschlag gegen das Land, in dem er tagsüber lebt und dessen Bürger er ist, billige. Jedoch, Wolf Brandin führt seit kurzem noch ein drittes Leben.

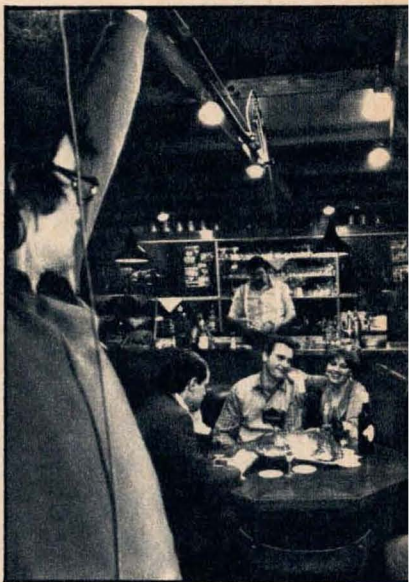
Alles hatte mit einem Fußballspiel im Westberliner Olympiastadion begonnen, zu dem er gefahren war. Anschließend hatte er eine Tante besucht, die unweit davon eine Gastwirtschaft hat. Dort war er mit einem Mann zusammengekommen, der – als er hörte, Wolf Brandin sei aus der DDR – ihm ein paar belanglose Fragen gestellt und ihm am Schluß 20 Westmark in die Hand gedrückt hatte. Dazu eine Adresse: Dort könne er hingehen, wenn er weiteres Westgeld brauche; es sei für ein paar Informationen leicht zu haben. Noch ahnte Wolf Brandin nicht, was da auf ihn zukommen sollte. Doch je mehr und je gründlicher er darüber nachdachte, desto größere Zweifel kamen ihm. Hatte er dem Fremden wirklich nur erzählt, was ohnehin bekannt war? Oder sollte er sich falsch verhalten, mehr gesagt haben, als zu verantworten war? Wolf Brandin ging zu unseren Sicherheitsorganen. Er lieferte das Geld ab, wollte reinen Tisch machen, seine Ruhe haben. Die Genossen verstanden ihn und vertrauten ihm, nahmen ihm ab, was er sagte und auf den Tisch legte. Es wurde ein langes Gespräch, und andere folgten dem ersten. Nicht nur Verständnis war ihm entgegengebracht worden, die Genossen hatten ihn auch um seine Hilfe gebeten. Denn es wäre für diesen, seinen Staat von großer Bedeutung, würde er seine Kontakte nach Westberlin

*Bei Tante Caroline
(Gudrun Ritter) in Westberlin...*

*In dieser Kneipe begann das
zweite Leben des Wolf B.*

aufrechterhalten und mit Unterstützung der Sicherheitsorgane ausbauen. Allerdings, das sei gefahrvoll. Er wäre zum absoluten Schweigen gegenüber jedermann verpflichtet, auch seine Frau dürfe nicht erfahren, könne nicht eingeweiht werden. Sein hiesiges Leben müsse nach außen hin unverändert bleiben. Was sollte er tun?

Wolf Brandin stand vor einer schweren Frage, die nur er allein beantworten konnte und zu beantworten hatte. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht: Der



*Wird Wolf Brandin alles verkraften,
ohne seine junge Ehe zu gefährden?*



Kameramann Helmut Bergmann und Regisseur Helmut Dziuba (Mitte) scheinen mit der „Beerdigung“ noch nicht zufrieden zu sein...

junge Mann ohne einen Vermerk über besondere Kennzeichen in seinem Personalausweis entschließt sich, die ihm angetragene Aufgabe zu übernehmen und damit den Schritt zum Kundschafter für den Sozialismus zu tun. An diesem Tag begann das zermürbende und nervenaufreibende Doppelleben des Wolf B., durch das er in einer für den Frieden Europas und die Entwicklung unserer Republik bedrohlichen Situation das Seine tat, um den Marsch der Bundeswehr mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor zu verhindern. Wie das geschah, zeigt der neue DEFA-Film „Chiffriert an Chef: Ausfall Nr. 5“, der zum 30. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik herauskommt. Gisela und Günter Karau schrieben das nach Tatsachen gestaltete Drehbuch. Der junge Schauspieler Peter Zimmermann spielt jenen Wolf Brandin, den Mann mit dem Doppelleben.

Fotos: DEFA-Pathenheimer; Manfred Uhlenhut

DIE TRANSIT- MASCHE

Erzählung von Hans Siebe,
illustriert von Karl Fischer

Die Kunden drängten aus dem Karstadt-Warenhaus am Hermannplatz in Berlin-West, und Papke überließ sich dem Menschenstrom, hielt aber das Portemonnaie in der Hosentasche fest. Dann lief er die Stufen zur U-Bahn hinunter. Die Tunnelluft schlug ihm entgegen, er vertrug sie schlecht und hatte sich in vier Monaten noch nicht an sie gewöhnt.

Auf dem Bahnsteig kaufte er eine Abendzeitung. Die Titelseite lieferte einen Raubmord sowie eine Familientragödie: Ein Arbeitsloser hatte sich samt Frau und Kindern mit Gas vergiftet.

Papke schob sich gemeinsam mit fremdartigen, dunkelhaarigen Menschen, die sich lebhaft in einer gutturalen Sprache unterhielten, in den Zug hinein. Er fühlte sich ihnen verbunden, denn er glaubte, daß ihnen diese hektische Stadt so fremd war wie ihm.

In der Fabrik gab es keinen Arbeitsplatz als Dreher, wie ihm versprochen worden war, nur einen schlechtbezahlten Job in der Transportkolonne. Die Kollegen schanzten ihm die ungeliebten Arbeiten zu. Sie verstanden nicht, daß er, um für den AEG-Konzern zu schuften, zehntausend Mark zum Fenster hinauswarf und zwei Jahre für Raten rackerte. Sie vermuteten, er habe Dreck am Stecken, begegneten ihm mißtrauisch und piesackten ihn mit kleinen Nadelstichen: Gips im Schloß des Garderobenspindes, Waschpaste in den Arbeitsschuhen, eine Kiste, die auf die Zehen fiel. Papke seufzte, so hatte er sich die Zukunft nicht vorgestellt.

Auf der vierten Station stieg er aus, klomm die Stufen zur Oberwelt empor und atmete abgasgeschwängerte Luft. Er dachte wehmütig an den harzigen Duft, den der Wind von den bewaldeten Hügeln seines einstigen Heimatortes herabgeweht hatte. In den Gärten reiften jetzt die Beeren. Seine Kinder, Karin und Linda kriegten nie genug davon.

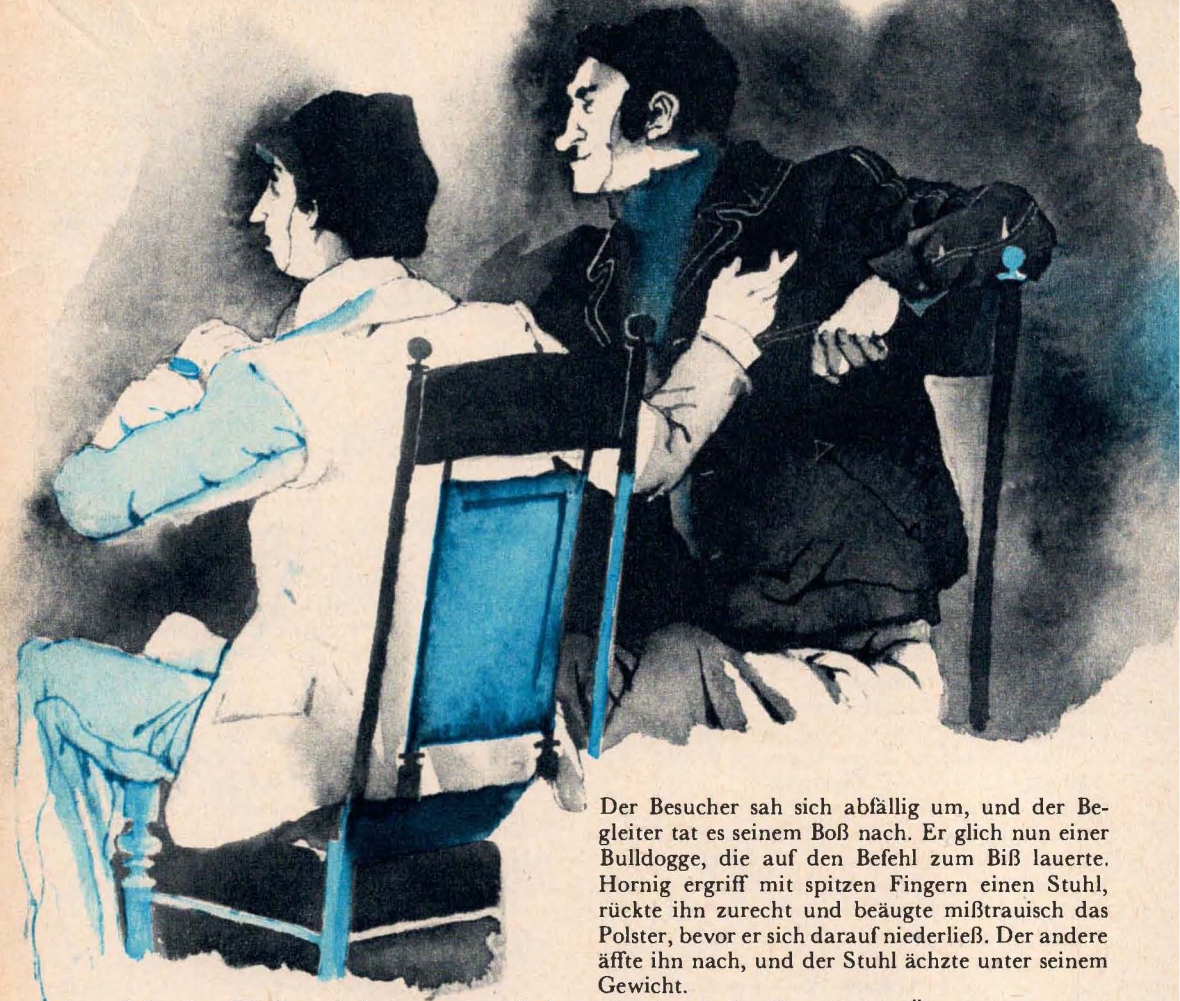


Es würgte ihn im Hals. Helga war wieder verheiratet. Unvorstellbar, daß sein Nachfolger in den vertrauten Möbeln lebte und mit denselben Bestecken von den gleichen Tellern aß.

Papke bog in die trostlose Straße ein, in der er wohnte. Am Rinnstein parkten Autos, meist ältere Modelle, denn es war eine Arbeitergegend. Im kleinen Eckladen kaufte er Margarine, alles andere hatte er im Lebensmittel-Kellergeschoß bei Karstadt billiger bekommen. Es ging ihm um ein paar freundliche Worte von der Frau hinter dem Ladentisch, denn seine Wirtin war mürrisch und verschlossen. Blicke ihm noch die Kneipe, aber die wurde zu teuer.

Er stieg die Treppe empor und überlegte, ob er sich morgen den Anorak anschaffte, Hosen, Schuhe und Wäsche. Er hatte die fällige Monatsrate zurückgehalten und abgewartet, aber sein Gläubiger meldete sich nicht. Vielleicht hatte der Verständnis für einen Flüchtling.

Die Wirtin stand in der Küchentür und schnüffelte, ob er nach Bier roch. Untermieter, die tranken, duldete sie nicht. Das Hinterhofzimmer gab ihm nicht das Gefühl, zu Hause zu sein. Es war kärglich möbliert mit einem Schrank, einem Bett, dem Tisch, zwei Stühlen und einem alten, dafür aber bequemen Sessel. Er ließ sich seufzend darin nieder. Ein trister Abend lag vor ihm mit dem Radio und



einem Schmöker. Die Pornohefte hatten ihren Reiz verloren. Vielleicht blieb noch Geld für einen gebrauchten Fernseher übrig.

Ein chromblitzender Straßenkreuzer, wie er selten durch diese Straße rollte, stoppte vor dem Haus, das Papke betreten hatte, und parkte auf dem Bürgersteig.

Zwei Männer stiegen aus. Der Fahrer war schwächling, trug einen eleganten, grauen Anzug und einen weißen Staubmantel. Sein Begleiter besaß die Statur eines Schwergewichtsboxers und trug Jeans, eine schwarze Lederjacke und einen blauen Rollkragenpulli.

Die Männer musterten die schäbige Fassade und traten ins Haus. Der Boxer mit den Blumenkohl-ohren lief voraus über den engen Hof. Sein Gang ließ an einen Gorilla denken.

Papke las ein Krimiheft und schrak empor, als seine Wirtin an die Tür klopfte. „Besuch!“

Der Gorilla schob sich herein, ihm folgte der elegante Herr. Papke fuhr aus dem Sessel hoch und spürte seine Knie weich werden. „Herr Hornig, Sie? Guten Abend!“ wandte er sich stotternd an den Schwächtingen.

Der Besucher sah sich abfällig um, und der Begleiter tat es seinem Boß nach. Er glich nun einer Bulldogge, die auf den Befehl zum Biß lauerte. Hornig ergriff mit spitzen Fingern einen Stuhl, rückte ihn zurecht und beäugte mißtrauisch das Polster, bevor er sich darauf niederließ. Der andere äffte ihn nach, und der Stuhl ächzte unter seinem Gewicht.

Hornig schob seinen linken Ärmel zurück und blickte auf die Uhr mit dem goldenen Armband. „Machen wir es kurz. Sie haben nicht gezahlt!“ Sein Blick ging durch Papke hindurch, der noch immer dastand und nun erst langsam in den Sessel zurücksank.

„Zieren Sie sich nicht“, forderte Hornig grob, und seine Stimme paßte nicht zu seiner eleganten Erscheinung.

„Wird's bald?“ knurrte der Begleiter.

Hornig hob beschwichtigend die Hand.

„Ich – ich dachte, daß ich vielleicht, das heißt, ich wollte Sie bitten, mir diesen Monat zu stunden“, haspelte Papke herunter. Ehe er es begründen konnte, schnitt Hornig ihm mit einer Handbewegung das Wort ab.

„Sie spinnen wohl? Fünfhundert pro Monat steht im Vertrag, den Sie unterschrieben haben“, erklärte er kühl. „Das war es Ihnen wert, um aus Ihrem Arbeiter- und Bauernparadies abzudampfen! Sie haben ein gestörtes Verhältnis zum Geld, mein Lieber! Damit verstehen wir hier keinen Spaß! Also: Fünfhundert und zehn Prozent für's Inkasso! Auch das haben Sie schwarz auf weiß!“

Papke fühlte sich elend. Von diesem Mann war keine Nachsicht zu erhoffen, und der Gorilla lauer-

te darauf, über ihn herzufallen. Papke dachte an den Vertragstext, Gerichtsstand für beide Parteien war das Amtsgericht Berlin-Neukölln.

Er war nun lange genug in dieser Stadt, um zu wissen, daß Leute von Hornigs Schlag kein Gericht in Anspruch nahmen. Er trat an den Schrank, kramte das Scheckheft hervor und füllte mit zitternder Hand ein Formular aus.

„Geht der nicht in Ordnung, mein Junge“, knurrte der Boxer. „dann laß dir 'n Platz auf'm Friedhof reservieren!“ In seiner Stimme schwang die Enttäuschung darüber mit, daß er nicht zum Zuge kam.

Hornig las das Geschriebene aufmerksam durch und steckte den Scheck lässig ein. Papke erwartete ungeduldig, daß die Besucher gingen. Die dachten aber nicht daran, im Gegenteil, Hornig lehnte sich zurück und trommelte mit den ringgeschmückten Fingern einen Marsch auf die Tischplatte.

Papke setzte sich wieder.

„Nachdem die Differenz ausgeräumt ist, etwas Angenehmeres“, erklärte Hornig freundlicher, „Sie können sich einen Hunderter verdienen!“

Papke starrte ihn ungläubig an.

„Ohne Risiko. Es kostet nur ein bißchen Nachdenken. Sie haben in einem großen Betrieb gearbeitet und kennen viele Kollegen.“

„Na und?“

„Sie hatten doch nicht als einziger das Bedürfnis, in unsere westliche Freiheit herüberzuwechseln. Es gibt bestimmt noch mehr Interessenten!“

„Ich verstehe“, sagte Papke, „pro Nase hundert?“

„So ist es.“

Papke ließ seine Kollegen Revue passieren, aber nicht einer kam in Frage. Die Erkenntnis, daß er, außer Kinzig, der von einer Besuchsreise nach Hamburg nicht wiedergekommen war, der einzige blieb, erzeugte ihm einen bitteren Geschmack auf der Zunge.

Die Scheidung von Helga! Wäre die nicht gewesen – und nur, weil er mit der Kollegin im Versand...

Die Karte von Kinzig war damals gerade recht gekommen. Der wohnte in Westberlin und wußte einen Job für ihn. Als Papke daran dachte, daß er sich an Hornig, einschließlich Zinsen, für zwei Jahre verkauft hatte, und sich überdies noch so demütigen lassen mußte, kam ihm wieder die Galle hoch. Doch dann grinsten er verstohlen.

„Nun? Was ist?“ fragte Hornig.

„Ja, einen kenne ich“, versicherte Papke, „der würde die Kurve kratzen, hat er gesagt, wenn er nur wüßte, wie!“

Kalle Brinkmann fütterte seine Karnickel mit Löwenzahn, den er am Bahndamm geschnitten hatte. Es machte ihm Spaß, den mümmelnden Tieren zuzusehen. Im Hause schrillte die Glocke

da lief er zum Gartentor, denn Evi arbeitete Spätschicht, und die Kinder waren beim Sportfest.

An der Pforte lehnte ein Mann im Rentenalter, unauffällig gekleidet, aber mit ungesund gelbem Gesicht. Kalle hatte ihn noch nie gesehen, denn in der Werksiedlung kannte einer den anderen.

„Guten Tag! Herr Brinkmann?“ Der Besucher lüftete seine Mütze.

„Tag!“

Der Fremde sah forschend auf die Fenster des Häuschens nebenan, als fürchtete er beobachtet zu werden. Das fand Kalle sonderbar, hier gab es keine Geheimnisse vor Nachbarn.

„Mein Name ist Schmidt“, sagte der Besucher, „ich möchte Sie gern vertraulich sprechen.“ Er blickte zur Haustür.

Brinkmann fühlte sich unangenehm berührt und dachte nicht daran, ihn ins Haus zu lassen. Er führte ihn zur Gartenlaube, hier saßen sie sich an dem rustikalen Tisch gegenüber.

„Ich habe meine Tochter in Maglitz besucht“, sagte Herr Schmidt, „und den Abstecher hierher unternommen.“

„Abstecher?“ wiederholte Kalle Brinkmann. „Fünzig Kilometer!“

Der Fremde lächelte schief und holte amerikanische Zigaretten hervor. Er bot Kalle die Packung an, aber der winkte ab, er rauche nicht.

Herr Schmidt zündete ein Tabakröllchen an, tat einige Züge und sagte: „Ich habe meinen Wagen am Markt geparkt und bin mit dem Bus gekommen. Das fällt weniger auf.“

Brinkmann zuckte ratlos die Schultern.

„Ich komme aus Westberlin!“

Da schluckte Kalle und dachte: Papke! Natürlich, Papke! Vorige Woche kam die Ansichtskarte von der Gedächtniskirche. Papke schrieb, ihm ginge es gut, er habe einen prima Job erwischt und eine gemütliche Bleibe.

Brinkmann war aus dem Staunen nicht herausge-



kommen. Wieso schrieb Papke ausgerechnet ihm? Sie mochten sich doch nie.

„Herr Papke läßt Sie herzlich grüßen“, bestellt Schmidt, „haben Sie seine Karte bekommen?“

„Seine Karte? Ach so, ja.“

Der Besucher nahm eine Ansichtskarte mit dem gleichen Motiv aus seiner Brieftasche. „Lippenstift und Puderdose“, sagte er und grinste. „So nennen wir die neue Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Der Text ist haargenau der gleiche. Bitte, lesen Sie!“ Kalle las und bestätigte es. Die Schrift stimmte auch mit der auf der anderen Karte überein. „Ich habe die nicht mehr“, log er. Dabei lag sie im Küchenspind.

Schmidt nickte verständnisvoll. „Verstehe, sicher ist sicher!“ Er hielt sein Feuerzeug an die Legitimation, die ihn als Papkes Boten auswies. Die Glanzpostkarte brannte mit bläulicher Flamme. Die Asche zertrat er am Boden. Seine Frage, ob Brinkmann Papkes Beispiel folgen wolle, überraschte Kalle nicht, er hatte sie erwartet. Sekundenlang zögerte er, dann gab er zu, daß er seit langem den Wunsch hege. Natürlich nur, wenn er seine Familie mitnehmen könne.

„Das ist doch klar“, versicherte Herr Schmidt. Seine Laune besserte sich, und eine gewisse Unsicherheit fiel von ihm ab. Er erläuterte sogar Einzelheiten. Schmidt pflichtete ihm bei, daß zwanzigtausend Mark ein gutes Stück Geld sei, daß dafür aber auch Sicherheit geboten würde. Schließlich waren die Frau und zwei Kinder im Fahrpreis inbegriffen. Bei dem zu erwartenden Verdienst

konnte Brinkmann bequem die monatlichen Raten zu fünfhundert Mark schaffen.

Kalle meldete Bedenken an, bevor er den Kreditvertrag unterschrieb, die der Kurier aber ausräumte. Der Vertrag wurde ja erst nach der Schleusung wirksam.

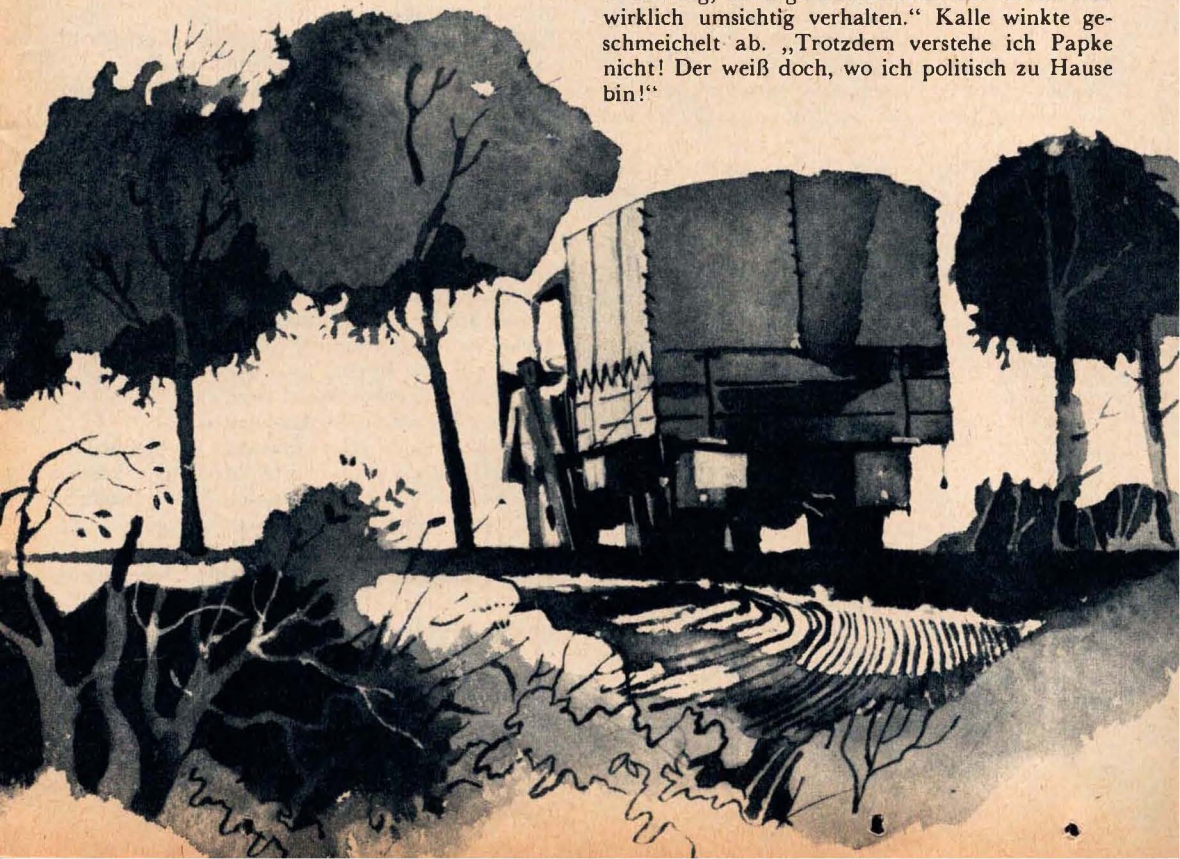
Schmidt blickte in das Gärtchen. „Hübsch haben Sie's! Tut's Ihnen gar nicht leid?“

„Nicht die Bohne“, versichert Kalle Brinkmann, „paar Jahre bei euch drüben, dann habe ich mir'n Wassergrundstück samt Motorboot unter den Nagel gerissen!“ Herr Schmidt starrte ihn verblüfft an und meinte unsicher: „Ja, gewiß, dem Tüchtigen gehört die Welt!“

Das Büro des Sicherheitsinspektors lag im ersten Stock des Verwaltungsgebäudes. Das französische Fenster reichte bis auf den Boden hinab, man sah auf einen der weiten Werkhöfe. In den Hallen summten Maschinen, da wurden Bleche gehämert, und da zischten Schweißgeräte.

Kalle Brinkmann sah seine Werkhalle zum ersten Mal aus dieser Perspektive. Er saß in der Polstergarnitur, neben ihm Rohrbach, der Sicherheitsinspektor, ein mit den Jahren ergrauter Genosse, ihnen gegenüber der sportlich wirkende Offizier in Zivil. Kalle schätzte ihn um Dreißig. Rohrbach hatte ihn als Oberleutnant Beck vorgestellt. Mit der randlosen Brille glich er einem Ingenieur der technischen Leitung.

Beck blickte von seinen Notizen auf. „Meine Anerkennung, Kollege Brinkmann! Sie haben sich wirklich umsichtig verhalten.“ Kalle winkte geschmeichelt ab. „Trotzdem verstehe ich Papke nicht! Der weiß doch, wo ich politisch zu Hause bin!“



„Vielleicht hat er dich gerade deshalb namhaft gemacht?“ warf Rohrbach ein.

„Das begreife ich noch weniger!“

„Genosse Rohrbach meint, daß Papke jemand ins offene Messer laufen lassen will“, erklärte Beck.

„Das halte ich ebenfalls für wahrscheinlich. Vielleicht plagt ihn das schlechte Gewissen.“

Brinkmann piffte leise und berichtete, er habe seinem Besucher nicht zugemutet, auf den Bus zu warten, und ihn mit seinem Skoda in die Stadt gefahren. Am Markt habe er das Kennzeichen des Westberliner Audis notiert.

„Wie geht die Ausschleusung vor sich?“ fragte Beck. „Hat er Einzelheiten genannt?“

Brinkmann berichtete, daß man das Risiko vermied, vier Personen auf der überwachten Transitstrecke aufzunehmen. Der Treffpunkt lag zwanzig Kilometer von der Autobahn entfernt, an einer Landstraße zweiter Ordnung. Er schloß, daß es ihm unverständlich sei, wie man das bewerkstelligen wolle.

Beck winkte ab. „Die Transit-Masche ist uns bekannt, man probiert sie immer wieder. Die Drahtzieher riskieren ja nichts dabei. Da findet sich ein Dummer, der die Kastanien aus dem Feuer holt!“

Die Autobahn schlängelte sich sanft durch die Thüringer Berge. Die Abenddämmerung kam früher als sonst, der Himmel hatte sich bezogen.

Ein alter Büssing-Lastwagen schnaupte eine Steigung empor, seine Karosserie ächzte, und das Getriebe knarrte.

„Willst nie 'runterschalten?“ nörgelte der unter setzte Mann auf dem Beifahrerplatz. Er war Mitte Fünfzig und besaß Hände wie Schaufeln. Seine Augen standen eng beieinander, und die büschigen Brauen wuchsen über der Nasenwurzel zusammen.

Der Fahrer schaltete vom fünften auf den vierten Gang. Er war jung und schlaksig, mit schulterlangem, dunklem Haar, und trug hautenge Jeans und einen bunten Pulli.

Der Büssing schaffte die Steigung erst im dritten Gang.

„Hoffentlich funktioniert die Automatik, Otto“, äußerte der Fahrer besorgt. Im Gegensatz zu seinem Begleiter sprach er gewählt und besaß offensichtlich gute Manieren.

„Mach dir mal keenen Kopp“, erwiderte der Ältere, „det wissen wir bald, noch fuffzehn Kilometer!“ schloß er. Als der Jüngere schwieg, fügte er spöttisch hinzu: „Du hast wohl Fracksausen?“

Der Schlaks errötete. „Es ist meine erste Schleuserfahrt!“

„Hoffentlich nich ooch die letzte. Ick habe von Katzen jeträumt! Als mir die Bullen hochgezogen haben, zweundsiebzich war det, da hatte ick ooch von Katzen jeträumt!“

Der Jüngere schluckte und sagte: „Der Sicherungsfahrer ist jetzt hinter uns!“

„Der verdient seine zweehundert Mücken leichter“, erklärte Otto neidisch.

„Wieso?“

„Wieso? Du bist jut. Dem kann keener wat. Der verdeckt bloß unser Hinterteil, damit man nich sieht, wenn wir det Nummernschild automatisch wechseln. Uff'n Rastplatz wartet er, bis wir wieder auftauchen, detselbe Spiel noch mal – und ab jeht er!“

„Dafür kriegen wir auch fünfhundert – und die Kopfprämie!“

„Scheiß druff“, knurrte Otto, „weeßt du, wat Hornig kassiert? Na siehste! Wenn ick saubre Fleppen hätte und fuffzehn Jahre jünger wär, meinst du, ick ließe mir uff sowat ein? Aber'n Vorbestraften...“

„Er hat geblinkt“, unterbrach ihn der Fahrer, „dreimal kurz!“

„Na denn, Samuel hilf!“ Otto tastete unter dem Armaturenbrett nach dem Kippschalter und legte ihn um.

„Er blinkt wieder – dreimal lang!“

Zur gleichen Zeit zog ein älterer PKW auf der Überholspur vorbei.

„Na also“, knurrte Otto. „Nu denke dran: Wenn wir angehalten werden, zeigen wir die Fleppen aus der rechten Tasche. Wir sind jetzt VEB Formbau Eisenach, klar?“

„Ist klar“, bestätigte der Fahrer. „Mensch, ick an deine Stelle, ick fände 'n andern Job!“

Die Augen des Jüngeren leuchteten. „Das verstehst du nicht, Otto“, behauptete er, „du denkst nur an das Geld!“

„Du nich?“ fragte er verblüfft.

„Natürlich nicht. Mir geht es um das Abenteuer! Wo erlebt man denn noch welche?“

„Du bist ja bescheuert“, murmelte Otto und schloß: „Langsam, wir sind da, nächste Ausfahrt!“

An der Landstraße zweiter Ordnung, am Kilometer achtunddreißig, lauerte Brinkmann in der Kieferschonung. Selten fuhr ein Auto vorbei, manchmal ein Motorrad. Der Himmel hatte sich bezogen, es nieselte.

In einer Jungkiefer summte das Funkgerät, dann knackte es. „Amsel fünneff ruft Amsel zwei! Alles in Ordnung? Kommen!“

Kalle räusperte sich. „Amsel zwei, alles klar!“

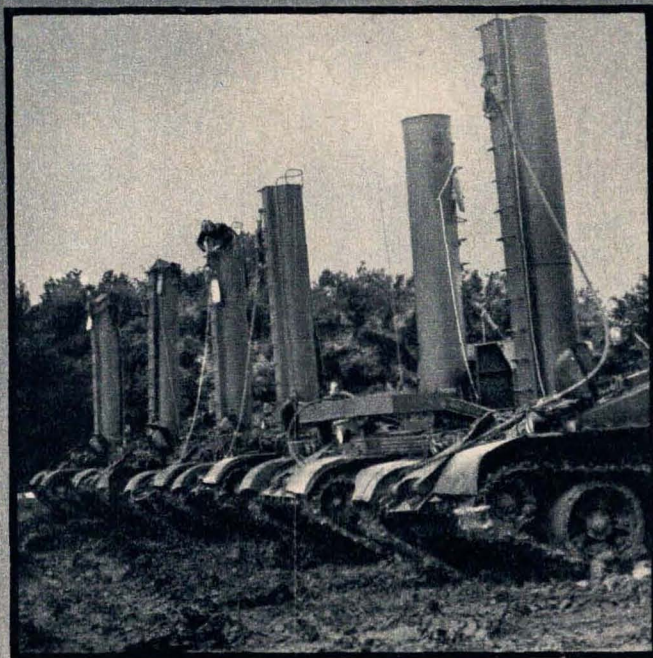
„Der Besuch kommt. Ab jetzt Funkstille!“

„Verstanden“, antwortete Brinkmann und schaltete das Gerät ab. Er sollte es einfach hängen lassen. Kalle wußte, daß er keine Sekunde unbeobachtet blieb, konnte aber trotzdem seine Aufregung nicht ganz unterdrücken. Evi hatte ihm besorgt nachgeblickt, als ahnte sie, daß es keine Kampfgruppenübung war.

Ein Motorrad knatterte vorüber, danach folgte ein

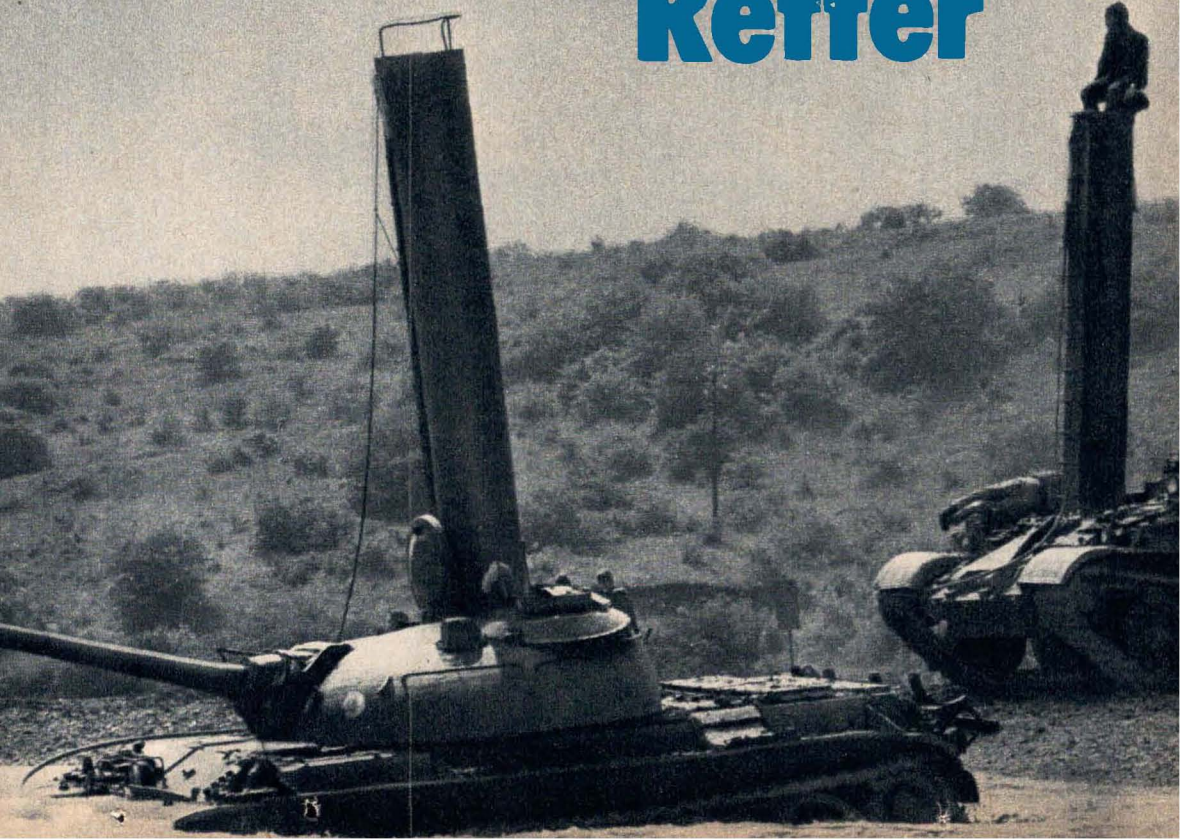
Fortsetzung auf Seite 76





Zu sechst sind sie am Ufer aufgefahren. Sechs Panzerzugmaschinen, deren Besatzungen hier im Fluß das Bergen von Panzern üben. Hoch ragen die langen Ausstiegsrohre aus den Maschinen empor. Beim Marsch abgeklappt, werden sie vor dem Einsatz aufgerichtet. Ein Kommandant verrichtet sorgfältig letzte Handgriffe, hängt die Stahltrosse am Steigeisen des Rohres ein, knüpft an das stählerne Band noch ein Hanfseil und läßt es ins Rohrinne hinab. Sicherheit wird bei allen Arbeiten großgeschrieben. Befindet sich die Bergebesatzung im Wasser, muß alles stimmen, reibungslos ab-

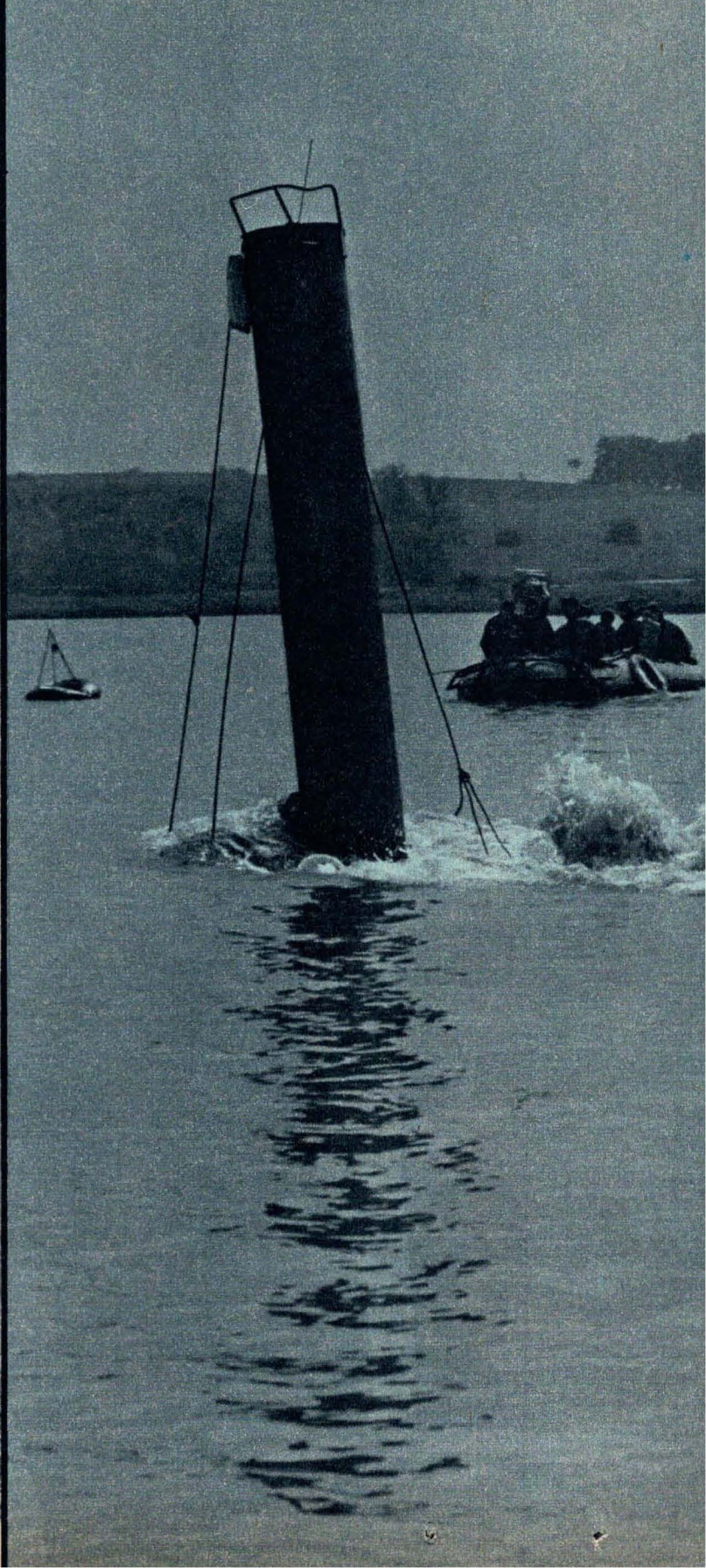
Stählerne Retter



laufen, darf nichts vergessen sein. Und auch das Schäkelkommando, ein speziell ausgebildeter Pioniertrupp mit Schlauchboot, muß seine Tätigkeiten aus dem ff beherrschen. Es hat die Trossen des im Fluß festgefahrenen Panzers und der ihm nachgefahrenen Panzerzugmaschine in kürzester Zeit zu verbinden. Über oder unter Wasser. Am Ufer warten indes die anderen Maschinen, um bei komplizierten Bergemanövern schnell einzugreifen, mit Flaschenzügen, Seilwinden und ihrer Motorkraft. Stählerne Retter – ihnen können die Panzersoldaten bei ihrer Unterwasserfahrt immer vertrauen.

H. S.

Fotos: Joachim Tessmer



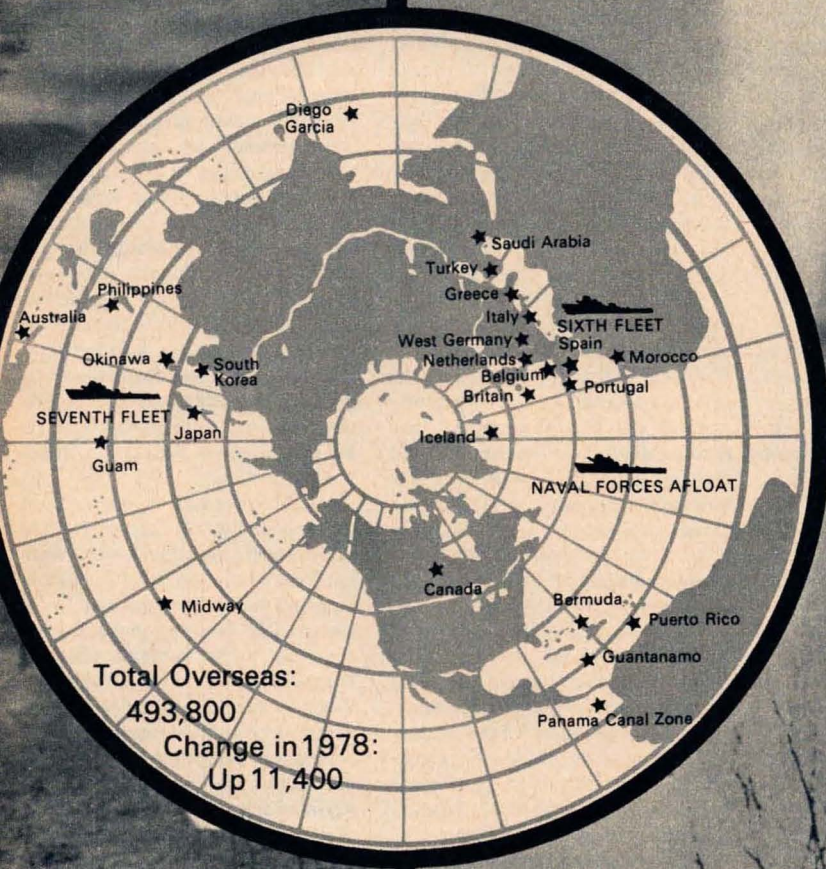
Über das weite, weite Meer...

● ● ● kamen GI's daher. Sie kamen nach Griechenland, Japan und Puerto Rico. Nach Italien, auf die Philippinen und an den Panama-kanal, nach England, Südkorea und Diego Garcia. . . 1933 hatten die USA in drei Staaten militärische Stützpunkte. 1949 dann, als die NATO gegründet wurde, bereits in 39 Ländern. „Auslandsstützpunkte brauchen wir als Sprungbrett für einen Angriff auf die Zentralgebiete Rußlands.“ Das hatte man 1951 einmal verkündet.

Heute sagt man so etwas nicht mehr. Dafür hat das Pentagon mittlerweile aber seine Basen in 114 Staaten. Jeder vierte Angehörige der US-Streitkräfte ist im Ausland stationiert. Und sieht man sich auf der Weltkarte an, wie die annähernd 2000 kleineren und größeren Stützpunkte verteilt sind, dann muß man dem US-Admiral Burke direkt rechtgeben. Er hatte einmal festgestellt: „Unsere Truppen, Schiffe und Stützpunkte, die sich teils in Europa und im Mittelmeerraum, teils im westlichen Pazifik und in Südostasien befinden, bilden gewissermaßen zwei Kiefer eines gewaltigen Krokodils, das bereit ist zuzuschnappen.“ Zwei Kiefer – und zwischen ihnen die sozialistischen Staaten.

Allerdings ist hin und wieder auch von Plänen die Rede, die im Ausland stationierten Truppen abzubauen. Hin und wieder – vor Wahlen nämlich. Doch schon überm Auszählen der Stimmen vergißt man diese Pläne meistens sehr schnell wieder. So sah vor etwa zwei Jahren ein solcher Plan den Abzug von 30000 US-Militärangehörigen aus Südkorea vor. 1978 sollten 6000 Mann davon das Land verlassen haben. Es waren in jenem Jahr aber 1500 – die dort südlich des 38. Breitengrades zusätzlich stationiert wurden.





Total Overseas:

493,800

Change in 1978:

Up 11,400

Doch dafür haben die USA im vergangenen Jahr von einigen anderen Stützpunkten tatsächlich Soldaten abgezogen. Aus der Türkei nämlich zum Beispiel 100 GI's. Von den Bermudas 200. Und aus Puerto Rico sogar 500.

Während die USA ihre Truppenkontingente in einigen Regionen alles in allem um ganze 5500 Mann verringerten, leisteten sie zu den Wiener Verhandlungen über die Reduzierung der Streitkräfte und Rüstungen in Europa ihren ganz speziellen Beitrag. Und der ist in der Tat beachtenswert! Sie verstärkten hier ihre Truppen allein 1978 um 16900 Mann. Mehr als die Hälfte davon, nämlich 9800, kamen in die BRD. Damit hatten die USA am Anfang dieses Jahres nach eigenen Angaben von ihren 493800 im Ausland stationierten Soldaten 234300 westlich der Grenzen der DDR und der ČSSR in Stellung gebracht. Nach amtlichen Informationen aus Washington werden, so berichteten BRD-Publikationen, „die USA im Haushaltsjahr 1979 insgesamt 31,3 Mrd. Dollar allein für ihre in Westeuropa basierten Streitkräfte aufwenden“. Diese Summe soll „der personellen Aufstockung der Kampfstreitkräfte um zunächst 8200 GI's“ dienen.

Darüber hinaus stehen in den USA mindestens zweieinhalb Divisionen, die Waffen und Technik in der BRD gelagert haben, ständig zur Verlegung in die „erste Verteidigungslinie“ bereit. In den Planungen des Pentagon wird jedoch angestrebt, „das Potential der amerikanischen Verstärkungen auf sechs Divisionen“ binnen zehn Tagen zu erhöhen. Diese Verlegung amerikanischer Truppen in die BRD wurde Anfang dieses Jahres bei „Reformer '79“ zum ersten Mal auch im Winter durchgespielt.

Solche Verstärkungen sollen auf dem schnellsten Wege mit Hilfe „des größten Luftfahrtunternehmens der Welt“, des sogenannten Military Airlift Command der US-Streitkräfte, „über den Atlantik nach Deutschland geworfen werden“. Dafür stehen dem MAC unter ande-

rem 304 Flugzeuge zur Verfügung, die „für strategische Reichweiten ausgelegt sind“. Für seinen Unterhalt wurden im Haushaltsjahr 1978 knapp 2,6 Milliarden Dollar an „Betriebskosten“ aufgebracht. „Im Notfall“, so berichtete die Bundeswehr-Presse, „läßt sich der Bestand an Maschinen durch die Flugzeuge der CRAF (Civil Reserve Air Fleet) erheblich erweitern, wofür insgesamt 593 Passagiermaschinen und 122 Lastflugzeuge von den kommerziellen Gesellschaften für das Unternehmen vorgemerkt wurden.“

Neben den Heeresverbänden kann aber auch das Tactical Air Command der US-Luftstreitkräfte 40 und ab 1983 sogar 60 Kampfstaffeln binnen zehn Tagen „über den Atlantik schicken“. Bei den NATO-Manövern im Herbst des vergangenen Jahres hat man das beispielsweise mit zwei Staffeln des 4. Taktischen Kampfgeschwaders erprobt. „Die Maschinen wurden im Non-Stop-Flug – mit neunmaliger Luftbetankung – von ihrem Heimatplatz nach Ramstein geflogen, wo sie sozusagen ihre zweite Garnison als Startplatz für den Einsatz bezogen“, berichtete die Militär-Presse der BRD. Das alles ist in den Augen der Bundeswehrführung „ein brauchbares Instrument für die Kunst, eine Krise durch die Demonstration der Abwehrbereitschaft zu meistern“. Und es hat gewiß seinen Grund, wenn in dem Zusammenhang darauf verwiesen wird, daß das MAC seine Fähigkeiten bereits „im Jahre 1973 mit der Waffenhilfe für Israel beispielhaft bewiesen“ hat. Die „Krise“, die damals im Nahen Osten mit solcher USA-Hilfe gemeistert wurde, war die israelische Aggression gegen die arabischen Völker.

Für Europa dienten, so die Bundeswehr-Presse, die Lufttransporte des MAC „ursprünglich dem Zweck, für amerikanische Truppenabzüge vom europäischen Festland eine Art Ausgleich zu geben, dokumentieren nun aber – nach dem Abschluß des Vietnam-Konflikts – das Engagement Amerikas für die Allianz mit Europa. Mithin wird die ständige Stationierung von zwei weiteren Brigaden in Deutschland durch die Verbesserung der Möglichkeiten für eine Verstärkung ergänzt.“

Wie groß die Bereitschaft der USA ist, zur Verminderung der Streitkräfte und Rüstungen in Europa beizutragen, zeigt sich auch in der Forderung ihrer militärischen Führung, es „müßten nochmals 11 200 GI's den westeuropäischen Garnisonen zugeführt werden“. Wohlgermerkt, zusätzlich zu den 8200 für 1979 angekündigten.

In diesem Jahr erhalten die US-Truppen in Europa aber auch neue Kriegstechnik. Die Landstreitkräfte unter anderem 719 Panzer und 914 Mannschaftstransportwagen. Die Luftstreitkräfte werden durch ein zweites Geschwader F-15A „Eagle“ und „ein Geschwader mit Panzerschlachtflugzeugen A-10A „Thunderbolt II“ verstärkt. 1980 soll ein weiteres, ebenfalls mit diesem Typ ausgerüstetes folgen. Als Stützpunkte für diese drei Geschwader wurden Soesterburg in den Niederlanden, Sembach und Jever in der BRD genannt. Außerdem ist beabsichtigt, die Munitionsvorräte um 210000 Tonnen aufzustocken. Und schließlich war davon die Rede, dort Mittelstreckenraketen zu stationieren, die Kernsprengköpfe bis auf sowjetisches Territorium tragen können.

Den USA gehe es „vor allem darum, die amerikanischen Truppen im NATO-Bereich zu stärken“, hatte während der Debatten zum Rüstungshaushalt für 1979 Präsident Carter erklärt. Die Truppen jenes Staates also, der nicht nur seit 1948 im Durchschnitt mindestens alle acht Wochen einmal mit einer bewaffneten Intervention gedroht oder Atomalarm ausgelöst hat, sondern der auch an den über hundert Aggressionen, die nach dem zweiten Weltkrieg stattfanden, am häufigsten aktiv beteiligt war. Wenn nun dieser imperialistische Staat zur Zeit rund ein Viertel des Rüstungsbudgets für die Verstärkung seiner in Westeuropa stationierten Truppen ausgibt, dann kann man das – ganz objektiv betrachtet – wohl nicht gerade als eine Maßnahme ansehen, die Vertrauen erweckt und der Entspannung dient.

Hauptmann K.-H. Melzer

Fotos: Archiv;
Karte nach „US News and World Report“



Der Kampf der Büffel

Eine Anekdote aus dem mittelalterlichen Vietnam

Der chinesische Gesandte hatte einen riesigen Büffel mitgebracht, den er zu seinem Vergnügen mit anderen Büffeln kämpfen ließ. Dieser Büffel war sehr stark und wild, und der chinesische Gesandte dachte, daß kein Büffel aus dem Lande des Südens ihm im Kampf zu widerstehen vermöchte. Der Herrscher befahl, den stärksten Büffel aufzutreiben, den man nur finden könne. Doch nirgends fand sich ein Büffel, der sich mit dem Büffel des chinesischen Gesandten hätte messen können. Das erfuhr auch Kuin*. Er ging zum Herrscher und sagte, daß er einen mächtigen Kampfbüffel besäße.

Am Tage des Wettkampfes strömten die Menschen, die erfahren hatten, daß der Büffel des Tschang mit dem Büffel des chinesischen Gesandten kämpfen würde, wie Ameisen aus einem Ameisenhaufen zur Wettkampfstätte. Zuerst ließ der chinesische Gesandte seinen Büffel in die Wettkampfarena. Der Büffel, ein

mächtiges Tier, kam heraus, schüttelte den Kopf und drehte seine zorngefüllten Augen nach allen Seiten. Mit vorgestreckten Hörnern stand er da, zum Kampf bereit. Kuin seinerseits ließ . . . ein Büffeljunge heraus. Zuvor hatte man das Büffelchen die ganze Nacht allein eingesperrt. Es sehnte sich nach der Milch seiner Mutter und hielt den Kampfbüffel für diese. Es lief zu dem großen Büffel hin und stieß ihm mit der Schnauze in den Bauch. Dem großen Büffel gefiel das überhaupt nicht. Er wich erst zurück und ergriff dann vollends die Flucht. Da klatschte Kuin in die Hände und rief fröhlich:

„Das Büffelchen aus dem Lande des Südens hat den chinesischen Büffel besiegt!“

* Kuin ist eine legendäre Gestalt mit Till Eulenspiegel verwandten Zügen.

Illustration: Bernhard Nast

Wehrdienst als Scheidungsgrund?

Zu kurz gekommen

Renate hat recht: Als Soldatenmagazin sollte die AR nicht nur ab und zu, sondern regelmäßig die Probleme von Soldatenfrauen behandeln. Die dementsprechenden Umfragen von Major Matthées gefallen mir sehr gut. Sie sind aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Sigrid Kunze, Elsterwerda

Adressenaustausch?

Vielleicht ergäbe sich sogar eine Spalte für Adressen von Soldatenfrauen in der AR. Das wäre begrüßenswert.

A. Lindner, Wildenhain

Wohlproportioniert

Die AR bietet jedem etwas und damit auch den Soldatenfrauen. Alles ist gut proportioniert, so daß sich für mich keineswegs die Frage stellt, ob der Liebe und Ehe mehr Raum gegeben werden muß.

Soldat Karlheinz Retzel

Ewig jung

Es ist gut, daß Renate dieses Thema nochmal aufgreift. Es wird nie veralten, da früher oder später jedes Mädchen und jede Frau damit konfrontiert wird. Aber ich finde, Renate macht es sich ein bißchen leicht, wenn sie alles auf die Armeeschiebt. Viola M., Herzfelde

Widerspruch!

Im November geht MEINER auch zur Armee. Ich interessiere mich immer mehr für das Soldatenleben, wobei mir die AR eine wichtige Lektüre ist; sie bietet viel Wissenswertes. Jedoch nun zu der Frage: Armee als Scheidungsgrund? Ich würde das nicht sagen. Die Armeezeit ist eine gute Prüfung. Für beide Partner gibt es nur zwei verschiedene Ergebnisse: Bestanden oder durchgefallen. Die Prüfungsbedingungen sind nicht leicht, es gibt einige harte Brocken. Aber es wird die Beziehung der Partner geprüft, die Liebe und Zuneigung über die „Sturmfront“ gejagt. Doch es be-

steht für jeden die Möglichkeit, diese Prüfung zu bestehen – man muß nur wollen. Ich werde im Oktober entbinden und muß darüber hinaus noch mein Studium absolvieren. Das alles ohne IHN, ganz allein, mit Kind und Haushalt. Doris Meyer, Rostock

Treu sein ist so schwer

Ich bin als Unteroffizier auf Zeit im 2. Dienstjahr, wobei der Dienst nicht einfach ist und oft unruhig. Für einen Mann ist es da gar nicht so leicht, immer treu zu bleiben. Ich glaube auch, daß durch die Armee viele Ehen kaputt gehen.

Maat U. Schulze

Fraglich

Im Zivilleben werden wohl kaum weniger Ehen geschieden. Im Gegenteil, sogar mehr. Und wenn die Dienstorte so weit weg liegen, dann entspricht es wohl den Erfordernissen der militärischen Lage.

Gerhard Geipel, Adorf

Lieber etwas weiter weg

Eine Frage an Renate: Möchten Sie Ihren Mann „gleich um die Ecke“ haben? Des wäre für Sie und für ihn noch schwerer, weil die Kaserne nicht weit weg ist, Sie aber mit ihm auch nicht sehr oft zusammenkommen.

Soldat Wolfgang Paul

Entsetzt!

Ich bin über Renates Ansichten etwas entsetzt. Meine Frau und ich sind nie auf den Gedanken gekommen, daß die Armee an der hohen Scheidungsrate schuld sein könne. Probleme lassen sich auch während der Armeezeit lösen.

Manfred Hauser, Eberswalde

Kuß und Schluß

Beim Tanz lernte ich natürlich andere Mädchen kennen, und es kam auch mal zum Kuß. Im Urlaub habe ich aber meiner Frau immer davon erzählt. Sie hat es nicht übel genommen. Wenn eine Ehe auseinandergeht, haben es die Partner zu verantworten. Da kann man doch der Armee nicht die Schuld geben. Feldwebel d. R. Volker Kränert, Grevesmühlen

Krisenbewältigung

Mein Mann dient für drei Jahre bei den Grenztruppen der DDR und ist im April 1980 fertig. Wir hatten schon manche Krise und hätten am liebsten alles hingeschmissen. Wenn mein Mann dann kam, haben wir über alles gesprochen und bis jetzt immer eine Lösung gefunden. Unsere Liebe half uns über jede Krise hinweg.

Margitta Bodtke, Libnow

In guter Erinnerung

Wir haben während der Armeezeit geheiratet. Gerade in dieser Zeit haben wir so viel Einsicht, Zuversicht und gegenseitiges Vertrauen gewon-



nen, daß sie uns stets in guter Erinnerung bleiben wird.

Birgit Steegemann, Aschersleben

Protest!

Renate hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich habe meine Frau durch die Armee verloren. Im Vierteljahr nur einmal Urlaub, da hat sie sich eben einen anderen gesucht und natürlich auch gefunden. Sie hatte es satt, jeden Abend allein zu sitzen – nur mit dem Fernseher. Hätte man mich nicht zur Armee geholt und dann noch so weit weg einberufen, wäre es nie dazu gekommen. Also trifft der Schuldanspruch die Armee. Gefreiter Ingolf U.

Reizfrage

Renates Meinung hat mich besonders zum Nachdenken angeregt.

Das war der Tenor eines Briefes von Renate Peschütz, den wir im Heft 4/79 (Seite 14) veröffentlichten. Als Erinnerungstütze hier noch einmal die Fragen, die Renate aufwarf: Weshalb wird nicht mehr darüber geschrieben, wie andere Soldatenfrauen mit der Armeezeit fertig werden? Werden die Kinder nicht „Onkel“ sagen, wenn sie den Vati so selten sehen? Ist nicht auch die Armee mit daran schuld, wenn Ehen zerbrechen? Müssen Familien so weit auseinandergerissen werden? Auf die letzte Frage wurde unter der Rubrik „Was ist Sache?“ bereits geantwortet (Heft 7/79), so daß sie hier ausgespart werden kann. Nachfolgend Auszüge aus Leserbriefen, die uns zu Renates Fragen erreichten.

Will sie die Armee an der Schuld beteiligen, wenn Ehen auseinandergehen? Meiner Ansicht nach braucht eine Ehe ein so festes Fundament, daß die 18 Monate Armeedienst nicht den kleinsten Schaden anrichten können. Die Liebe muß auch bei 300 km Entfernung voneinander existieren. Ruth Werner schrieb in ihrem „Rapport“: „Es ist schwer, sich wenig zu sehen, wenn man sich gern hat.“ Und wie oft und wie lange mußte sie warten in ihrem kampfgefüllten Leben! Aber sie war sich bewußt, wofür und für wen sie es tat. Auch die Frauen von heute brauchen dieses Bewußtsein, diese Einsicht in bestimmte Notwendigkeiten – um so leichter überbrückt man Trennungszeiten und Schwierigkeiten. Die Zeit danach, wenn man



wieder täglich zusammen ist, bringt Glück in potenziierter Form.
Dagmar Schmidt, Wismar

Die Macht der Liebe

...überbrückt vieles und vermag Ungeheures. Wo eine Partnerschaft scheitert, war die Liebe nicht groß und tief genug.
Angelika Zürke, Leipzig

Mitdlernen!

Der Vorwurf, die Armee sei schuld, daß viele Ehen geschieden werden, ist wohl nicht berechtigt. Hierbei kommt zum Ausdruck, daß sich viele Paare zu leichtfertig und zu schnell binden und dann in Bewährungssituationen scheitern. In der Armeezeit kann die Ehefrau sehr viel dazu beitragen, dem Mann durch ihr Verständnis und ihr Vertrauen Halt zu geben. Briefe, die da immer wieder

flehen, er möge doch bald kommen, erschüttern den Soldaten und helfen ihm auf keinen Fall, mit Konflikten und Problemen fertig zu werden. Der Leserin möchte ich raten, ihren eigenen Standpunkt zu überprüfen. Sie sollte zu der Erkenntnis kommen, daß es ihre Aufgabe ist, ihrem Mann durch ihr Verständnis zu helfen und mit ihm zu dienen. Hat sie das erreicht, wird ihr der Mann auch keinen Kummer mehr machen, indem er woanders sucht, was er zu Hause bei seiner Frau nicht findet. Das trifft auch auf viele andere Soldatenfrauen zu. Meiner Meinung nach ist die Frage, wie sie mit der Armeezeit fertig werden, in starkem Maße eine Bewußtseinsfrage.
Jutta Saitt, Fürstenwalde

Muttersöhnchen?

Mein Mann und ich können uns sehr schlecht daran gewöhnen, getrennt zu sein. Vor allem auch, weil wir einen eineinhalbjährigen Sohn haben, der ja nicht nur die Mutter kennen soll. Ich befürchte, daß er sonst ein richtiges Muttersöhnchen wird.
Monika Bartel, Nordhausen

Sorgen im Urlaub

Im letzten Urlaub zeigte unser kleiner Sohn seinem Vati gegenüber eine Abneigung. Das ist nicht gerade angenehm für ihn und für mich.
Nora Kunze, Kolkwitz

Erfahrungswort?

Durch meine Erfahrungen bei der Truppe kann ich nur sagen: Renate Peschütz hat recht. Wenn man nach zwölf Wochen wieder mal auf Urlaub gelassen wird, so der Kompaniechef will, ist einem die Familie richtig fremd. Der Sohn schaut dumm drein, wenn der Papa mal was sagt, weil er gar keine männliche Stimme mehr gewöhnt ist.
Soldat Bernhard Gunkel

Erziehungsfrage

Vor dreizehn Jahren stand ich vor dem gleichen Problem. Mein Mann wurde einberufen, ein Kind (1 Jahr

alt) war da und das zweite unterwegs. Sofort ich Zeit hatte, zeigte ich meiner Tochter ein Bild des Vatis und erklärte ihr immer wieder, wer dieser „Mann“ – oder wie Renate es sieht – „Onkel“ sei. Meine Tochter hatte sich an die Uniform gewöhnt. Und glauben Sie, Frau Renate, bitte nicht, daß Kinder in diesem Alter schnell vergessen. Wenn Sie Ihrem Kind sagen, wo der Vater ist und daß er ja bald wiederkommt, werden Sie alle die Armeezeit ertragen.
Anneliese Kaiser, Halle-Neustadt

Dagegen kann man was machen

Renate meint, daß ihre Tochter nach den 18 Monaten „Onkel“ zum Vati sagen wird. Das nahm ich auch an, denn ich habe ebenfalls zwei Kinder von 2 und 4 Jahren. Aber dagegen kann man was machen. Mit Urlaub sieht es bei meinem Mann so aus wie bei den meisten Soldaten; außerdem ist er auch weit weg. Weihnachten mußte ich mit den Kindern allein feiern. Ich bin sehr schwer damit fertig geworden, aber ich habe die Kinder nichts merken lassen. Ich habe viel vom Vati erzählt, so daß der Große stolz sagt, sein Papa ist Soldat. Ich habe ihm erklärt, daß der Papa bei den Soldaten aufpaßt, damit Toralf und Daniel und die anderen Kinder spielen können, ohne daß böse Menschen sie daran hindern. Mir ist aufgefallen, daß Kinder im Alter von drei Jahren oft ganz „brutale“ Ansichten von der Armee haben, gern vom „Totschießen“ sprechen. Wenn dann eine erboste Mutti auch noch auf die Armee schimpft, weil sie es schließlich nicht leicht hat, kann sich eine falsche Ansicht bei den Kindern ganz schön versteifen. Ein Wort noch zum „Überstehen“ der 18 Monate: Ich habe das vor allem auch meinem Kollektiv „Neue Technik“ im VEB PMS zu danken, denn ich konnte immer mit allen Problemen zu ihnen kommen. Selbst beim Umzug, es klappte nicht mit dem Möbelwagen, halfen meine Kollegen mit – sogar mein Chef. Da könnte sich mancher staatliche Leiter eine Scheibe abschneiden.
Heidrun Schrein, Schwerin

Zwischen Schrauben und Fahrerhäusern -

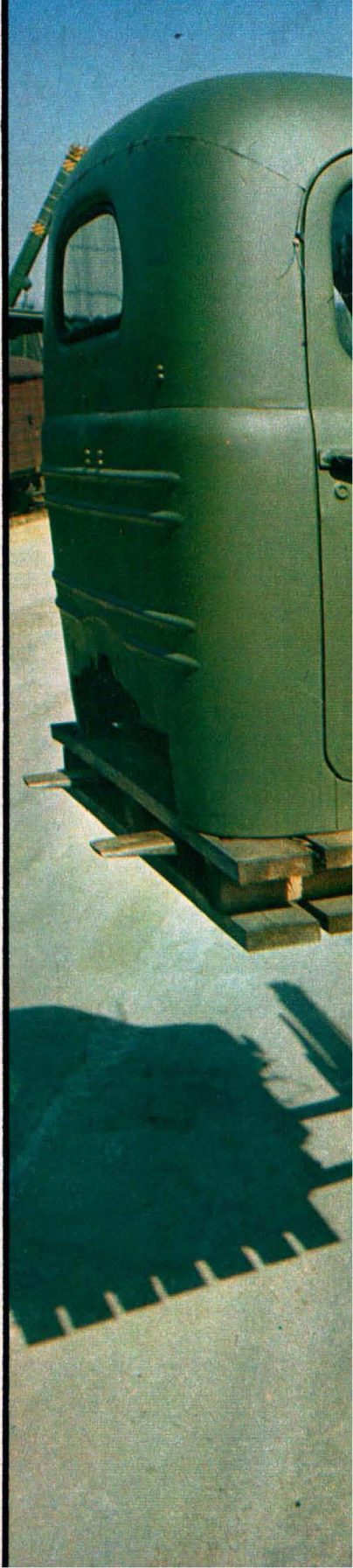


die Lageristen

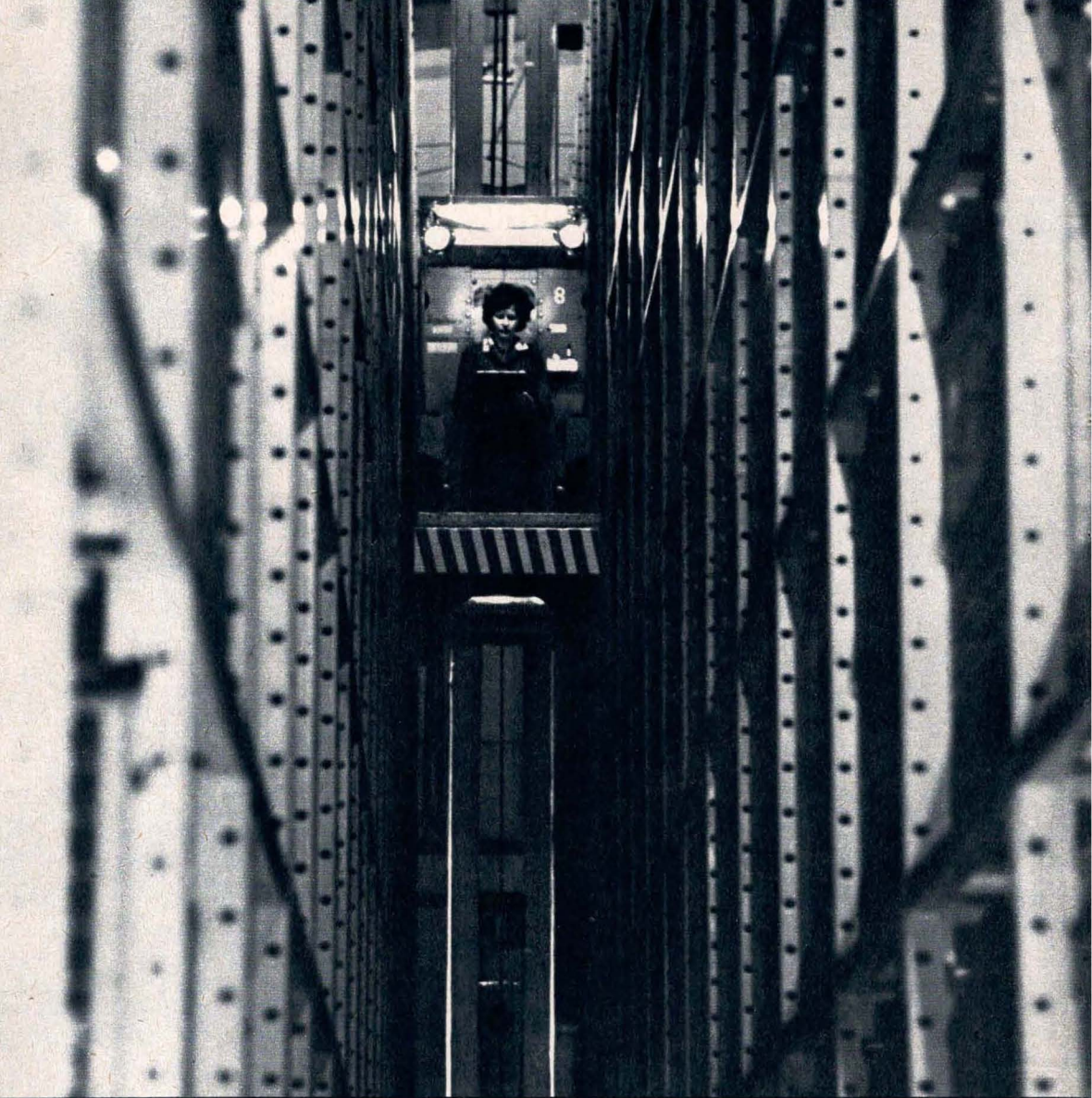
Mit kurzem Ruck hält der Bus am Tor. Endstation. Männer in Uniform oder Zivil und viele Frauen quellen heraus, zeigen dem Posten am Eingang ihre Dokumente. In der Dienststelle teilt sich der Strom der Ankömmlinge. Während einige auf das Stabsgebäude zugehen, eilt der größere Teil weiter zu den Lagerhallen am Ende des umzäunten und von Soldaten gesicherten Areals.

Heute früh hat der Tag ja schon ein sonniges Gesicht, geht es Dagmar Löschke durch den Kopf. Da wird die Arbeit doppelt gut anlaufen. Schade nur, daß wir zumeist in den Räumen arbeiten und weniger an der frischen Luft. Kollegin Löschke gehört zu den

40 Kollektivmitgliedern des Lagerbereiches Kfz-Gerät. Ihre Aufgabe ist es, Ersatzteile und Baugruppen aller in den Luftstreitkräften und der Luftverteidigung gängigen Fahrzeugtypen zu lagern, zu pflegen, zum Teil zu konservieren und an die Truppe auszugeben. Die Palette reicht von der kleinsten Schraube bis zum größten LKW-Fahrerhaus. Tadellose Arbeit und Termintreue sind den Lageristen oberstes Gebot. Deshalb halten sie Ordnung in den Regalen, sorgen sie für Übersicht und schnellen Arbeitsablauf. Ihr Trumpf-As ist der Qualitätspaß, den sie in diesem Ausbildungsjahr generell eingeführt haben. Und damit politisches Verantwortungsbewußtsein und solide







*Sie stapelt ein –
er bringt die Teile*

**Zwischen
Schrauben und
Fahrerhäusern –**



Leistungen sich überall durchsetzen, haben die Mitglieder des Kollektivs die Zivilbeschäftigten der NVA und der Grenztruppen der DDR zum Wettbewerb Salut DDR 30 aufgerufen.

★ ★ ★

Hell singt der Elektromotor, wenn er die Kabine des Regalbediengerätes bewegt. Bis zu neun Meter fährt Dagmar Löschke in die Höhe, um Teile ein- oder auszulagern.

Horst Weidner, Gefreiter der Reserve, fährt die Paletten mit den angelieferten KrAZ-Ersatzteilen per Gabelstapler herbei. Sie, im Regalbediengerät, hebt jedes an den vorgesehenen Platz. „Den Wareneingang sorgfältig aufnehmen“, erklärt Horst Weidner dem Reporter, „alles zählen, buchen und dann hier richtig einsortieren, ist für unser Kollektiv das A und O. Nur wenn in den Regalen alles stimmt, können wir der Truppe die angeforderten Ersatzteile ausliefern.“ Und für diese Sorgfalt würden die Kolleginnen und Kollegen die Hand ins Feuer legen. Wieder klettert der Fahrstand des Regalbediengerätes in die Höhe, bringt eine Palette mit Gummimuffen in die zweite Reihe von oben. Hier im Lagerabschnitt von Kollegin Löschke wurde zwar nicht die Idee für den Qualitätspaß geboren, aber viel dazu beigetragen. Immerhin arbeitet dieser Abschnitt seit mehreren Jahren reklamationfrei und ohne Bestandsdifferenzen. Ordentliche

Arbeit zu liefern, ist für die Kolleginnen und Kollegen eine Sache der Arbeiterehre. „Wenn wir die Teile verwechseln“, so meint die dunkelhaarige Frau, „kommen doch die Einheiten nicht zu Rande. Die Gefechtsbereitschaft leidet darunter. Genauso ist es, wenn wir zu wenig oder zu viel liefern. Und das wollen wir verhindern. Also garantieren wir für die Güte unserer Arbeit – mit dem Qualitätspaß.“

Auf diesem Paß zeichnet jeder mit seinem Namen für die Qualität seines Arbeitsanteiles. Das Dokument geht mit bis zum Empfänger der Waren in der Truppe und soll bei Reklamationen wieder zurückgesendet werden. So läßt sich schnell die Ursache für einen Fehler klären. Beim Wettbewerbsinitiator gingen bisher keine Reklamationen ein, die auf Mängel in der eigenen Arbeit zurückzuführen wären. Und das in einem Lager, welches mehrere zehntausend Warenpositionen aufweist!

Mit der Einführung des Qualitätspasses allein war die Sache noch nicht gelaufen. Es gibt noch einige, die hin und wieder mal angestoßen werden müssen. Und monatelang keine Reklamationen zu erhalten, kann einen zuweilen auch einschläfern. Qualität verlangt aber *jeden* Tag gewissenhafte Arbeit. Also heißt es, sich gegenseitig zu erziehen. Probleme, die auch die Pausengespräche ausfüllen.

Peter Thielemann, Gefreiter der

Reserve, „schießt“ den Vertrauensmann der Gewerkschaftsgruppe Dieter Hungsberg an:

„Wir sollten doch noch genauer kontrollieren. 'ne Bestandsdifferenz hat keiner nötig.“ Doch der wehrt ab: „Kannst doch nicht hinter jeden einen stellen, nur damit's stimmt. Sich selber zu gewissenhafter Arbeit zwingen, andere dazu überzeugen, ist das beste!“

Peter Thielemann: „Na, dann redest du dir mit der Zeit den Mund fusselig, und plötzlich stimmt doch in einer Kiste wieder 'was nicht.“

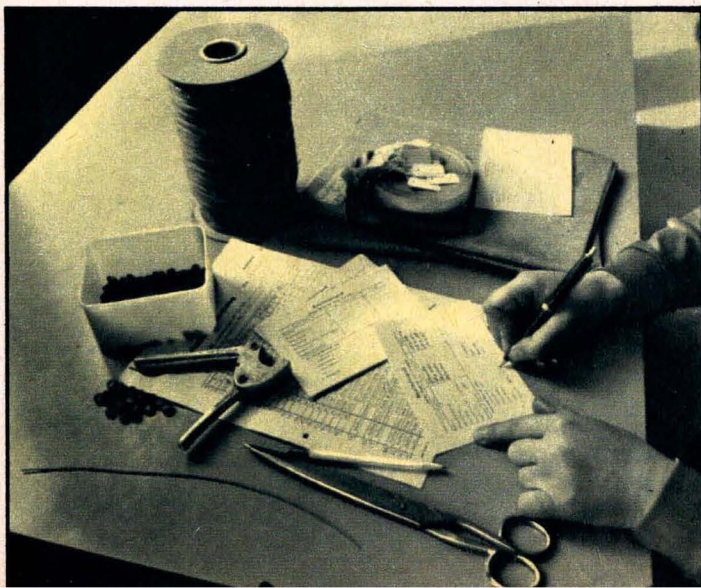
Dieter Hungsberg: „Dahin müssen wir eben kommen, daß alles stimmt. Mit Mund-fusselig-reden, mit Kontrollen. Auch du mit deinem guten Beispiel hast Einfluß auf die, die nachlässig sind.“

Peter Thielemann: „Sicherlich. Hast recht. Wenn's jeder kapiert und sich am Riemen reißt, läuft der Laden. Komm, 's geht weiter!“

★ ★ ★

Reifen, überall, wo man hinblickt. Reifen bis unter das Dach gestapelt. Reifen aller Dimensionen, aller Typen. Mitten in diesem schwarzen Gummigebirge schafft sich einer meist ganz allein: Edwin Schmidt. Alt, erfahren, immer ein freundliches Gesicht. Seine Kollegen nennen ihn „Kuller-eddy“, weil er die Reifen durch Rollen von einem Platz an den anderen bewegt – eben kullert. Das ist nun allerdings nicht die Hauptbeschäftigung des Kollegen Schmidt. Nein, er sorgt vielmehr dafür, daß immer die Reifen ausgeliefert werden, die am längsten – höchstens zwei Jahre – in der Halle stehen. Sie dürfen nicht überlagert sein. Er pflegt sie, kümmert sich um den Nachschub und hat ein Auge auf die Bestandsnorm.

„Ja, ich arbeite auch mit dem Qualitätspaß“, erzählt Edwin Schmidt frisch von der Leber weg. „Warum? Weil ich schon immer für meine Arbeit geradegestanden habe. Ich scheue mich nicht, das



*Der Qualitätspaß:
Meine Hand für mein Produkt*

mit meiner Unterschrift zu bekräftigen. Als wir das mit dem Paß richtig einführen wollten, für jeden, haben nicht alle gleich Hurra gerufen. Ist doch verständlich, nicht? War doch neu für uns. Mancher wollte sich vielleicht auch vor dem Bekenntnis drücken. Ich habe immer gesagt, vernünftig arbeiten wollen wir sowieso, ohne Schlendrian. Da kann der Qualitätspaß doch keinem wehe tun." Einige hätten schon vorher so gearbeitet, sagt er. Ihr Erfolg war das beste Argument auf der Versammlung, die letztlich beschloß, den Qualitätspaß einzuführen. Er, Eddy, war sofort dafür. Und so tut er kund: „Die Reifen, die meine Lagerhalle in Richtung Truppe verlassen, sind tipptopp. Dafür gebe ich mein Wort.“ Dann greift er sich einen ungeheuer großen Reifen und kullert ihn mit Leichtigkeit, beinahe spielend, aus der Halle ins Freie. Die Lageristen läßt es keinesfalls kalt, wie die Betriebe liefern, wie dadurch die einzelnen Bereiche im Lager vorwärtskommen. Lob und Tadel liegen immer dicht beieinander. Die Sorgen und Freuden des Kollektivleiters Major Dieter Jackstin sind auch die Sorgen und Freuden seiner Kollektivmitglieder. Und so bleibt es denn nicht aus, daß auch darüber in den Pausen gesprochen wird. Major Jackstin: „Wie sieht denn der neue Wareneingang aus?“ Dieter Hungsberg: „Wird noch überprüft. Scheint aber i. O. zu sein. Unsere Appelle an die Zulieferer haben wohl gewirkt.“ Major Jackstin: „Wenn's jetzt weiter so läuft und wir nichts verschulden, liegen wir ganz gut im Rennen. Da holen wir auch viel Zeit raus.“ Dieter Hungsberg: „Vielleicht sollten wir in der nächsten Gewerkschaftsversammlung dazu was sagen. Noch einmal an die Verpflichtungen erinnern, sagen, worauf es jetzt beim Endspurt ankommt, und auch den einen oder anderen loben.“

*Zehn von vierzig,
die für Qualität garantieren*

Major Jackstin: „Vorschläge?“ Dieter Hungsberg: „Na, Dagmar, Eddy und Anita Prinz stehen glänzend da. Und ich habe noch einige andere in meinem Notizbuch. Der Qualitätspaß hat uns doch ein gewaltiges Stück vorangebracht. . .“

★ ★ ★

Eisen rostet. Behandelt man es richtig, hat der Rost keine Chance. Werte bleiben erhalten, Gegenstände können länger genutzt werden. Das wissen auch die Kolleginnen und Kollegen, die Kfz-Teile vor Korrosion schützen – nicht nur vor Rost. Zu diesem Zweck tauchen sie solche Teile in Säure- oder Ölbäder. Das schützt, behauptet Günter Götze. Er muß es wissen, denn täglich badet er hier etliche Bremstrommeln, Kurbelwellen, Stoßdämpfer und was noch so am Auto korrodieren könnte. Hier arbeitet nun keiner mit Qualitätspaß, dennoch liefern die Korrosionsschützer 1-A-Qualität. Die Absicht mit dem Paß würde verpuffen, weil dieser nie in die Truppe käme. Der Korrosionsschutz ist in erster Linie eine „innerbetriebliche“ Angelegenheit. „Die Teile, die durch unsere Abteilung gehen, kommen in die Lagerregale“, erklärt Kollege Götze, „wo sie einige Zeit bleiben. Das ist doch klar, wie wichtig 'ne richtige Pflege ist.“ Nachlässigkeiten könnten sie keine hinnehmen, weil die Folgen unabseh-

bar wären. Meine Hand für mein Produkt, heißt das Motto, das sich die Frauen und Männer dieses Abschnittes zu eigen gemacht haben. „Damit unterstützen wir die Arbeit der anderen“, betonte Kollege Götze. „Letztlich muß sich doch einer auf den anderen verlassen können. Wir wären ein schlechtes Kollektiv, wenn das nicht so wäre. Einwandfreier Korrosionsschutz! Dafür fühlen wir uns verantwortlich. Damit helfen wir auch unseren Jungs in der Truppe.“

★ ★ ★

Feierabend. Die Kolleginnen und Kollegen gehen in Grüppchen zum Tor. Sie reden über dies und jenes. Manche hängen ihren Gedanken nach. Dagmar Löscke hat es heute eilig. Mußt noch eine Menge tun, denkt sie, morgen ist BGL-Sitzung. Da wirst du ein paar Worte über die Finanzen sagen. Kostet heute abend mindestens wieder eine Stunde. Aber dann reißt sie sich los, lächelt dem Soldaten am Tor zu. Der Posten blickt wieder in die Ausweise. Sie sagen nichts aus über Qualitätsarbeit, über Termine, über Sorgen um Schrauben, Reifen und Fahrerhäuser. Sie geben nur Auskunft darüber, daß die Inhaber Arbeiter im Dienste der Gefechtsbereitschaft der Truppe sind.

*Die Bestände prüfen:
Michael Heinrich (Text) und
Manfred Uhlenhut (Bild)*





„Kullereddy“ in Aktion

*Soldaten und Kolleginnen:
Gemeinsame Garantie
für das „Q“*

**Zwischen
Schrauben und
Fahrerhäusern -**

Es war vor knapp einem Jahr. Anlässlich der Feierlichkeiten zum 29. Jahrestag der DDR kam ein Verband sowjetischer Kampfschiffe zu einem Freundschaftsbesuch nach Rostock. Angehörige der Volksmarine und „Sehleute“ klatschten spontan Beifall, als die beiden Küstenschutzschiffe SVIREPY (Der Wütende) und NEUKROTIMY (Der Unbezähmbare) mit einem exakt ausgeführten

Anlegemanöver an ihrem Liegeplatz festmachten. Die sowjetischen Matrosen, Maate und Offiziere demonstrierten nicht nur ihren hohen Ausbildungsstand, den die perfekte Beherrschung dieser Kampftechnik voraussetzt, sie zeigten auch ein Stück ihrer hervorragenden Bewaffnung.

Die Sowjetunion verfügt heute über eine moderne und schlagkräftige Flotte, die im Weltmaßstab die Spitze

mitbestimmt. Die steigende maritime Rüstung und die aggressive Präsenz der USA und ihrer NATO-Verbündeten auf allen Weltmeeren erforderten von der sowjetischen Militärführung, die Flottenkräfte auf offensive Ferneinsätze auszurichten. Dieser Entwicklung in der sowjetischen Seekriegsstrategie hat man durch eine neue Generation von Kampf-, Hilfs- und Versorgungsschiffen entsprochen, die in selbst-



ständigen taktischen und operativen Gruppen eingesetzt werden. Alle neuen Kampfschiffe zeichnen sich deshalb durch eine universelle Bewaffnung und Ausrüstung aus.

Schon seit jeher nehmen die Unterwasserstreitkräfte und die Seefliegerkräfte im engen Zusammenwirken mit den Überwasserkampfschiffen einen führenden Platz in der sowjetischen Seekriegsflotte ein. Neben einer Reihe von konventio-

nell angetriebenen U-Booten, deren hauptsächliche Aufgabe in der Vernichtung von Über- und Unterwasserkampfschiffen besteht, verfügt die sowjetische Seekriegsflotte über eine Vielzahl kernkraftgetriebener U-Boote unterschiedlicher Größe. In den letzten Jahren wurden die U-Boot-Verbände durch Typen verstärkt, die mit einer Länge von 150 m und einer Wasserverdrängung von annähernd 11 000 ts be-

reits als U-Schiffe bezeichnet werden. Sie tragen 12 bis 16 weitreichende Raketen, die in der Lage sind, auch Ziele weit im Hinterland des Gegners mit großer Sicherheit zu treffen. Außerdem verfügen sie über mehrere Ausstoßrohre für ziel-suchende Torpedos, die zur Bekämpfung von U-Jagd-U-Booten verwendet werden.

Bei den Seefliegerkräften wurden leistungsstarke Flugzeuge einge-



Die Erben der **AUROLA**

führt, die eine umfangreiche waffen-technische und elektronische Ausrüstung besitzen. (Siehe auch Waffensammlung.) Ihre Aufgaben reichen von der weiträumigen Aufklärung von Seegebieten bis zur U-Boot- und U-Schiff-Ortung und -Vernichtung. Dazu stehen Flugzeuge und Hubschrauber unterschiedlicher Typen bereit. Die Berjew Be-12 „Tschaika“ (Möwe) ist das leistungsstärkste Amphibien-Flugboot der Welt. Aus dem bewährten Typ IL-18 wurde die militärische Version eines Seeüberwachungs- und Ortungsflugzeuges entwickelt, das unter der Bezeichnung IL-38 im Einsatz ist. Zu den weiteren Typen gehören die TU-22, ein Überschallbomber, der Aufklärer Mjassischew M4A und andere. Hinzu kommen Hubschrauber vom Typ Ka-20, Ka-25, Mi-8 und Mi-24. Fast alle größeren Überwasserkampfschiffe tragen Hubschrauber. Für die UAW-Kreuzer der Typen MOSKWA und KIEW zählen sie zur Hauptbewaffnung. Die LENIN-GRAD und MOSKWA haben bis zu 16 Hubschrauber Ka-25 an Bord. Von westlichen Experten wurde die Indienstellung der KIEW als sensationell bezeichnet. Dieses Schiff ist das Ergebnis der konsequenten und zielgerichteten Fortsetzung der sowjetischen Militärpolitik, ihre Streitkräfte den Erfordernissen des modernen Seekrieges anzupassen. Es ist mit einer Länge von 275 m und einer Wasserverdrängung von 37000 ts das größte und zugleich kampfstärkste Schiff der sowjetischen Seekriegsflotte. Neben einer Vielzahl von Fla- und UAW-Waffen, zu denen auch Raketen gehören, ist es mit vier Doppelstartern für Schiff-Schiff-Raketen ausgerüstet. Außerdem trägt der UAW-Kreuzer Flugzeuge mit Senkrechtstarteigenschaften. Für die Lösung von Offensivaufgaben gegen Überwasserziele sowie für den vielfältigen Einsatz in verschiedenen taktischen und operativen Gruppen wurde die Klasse der Raketenkreuzer um den Typ NIKOLAJEW erweitert. Mit einer Wasserverdrängung von 8200 ts zählen diese Schiffe noch zu den mittleren sowjetischen Überwasserkampfschiffen. Hinsichtlich ihrer Bewaffnung und der elektronischen Aus-

rüstung gehören sie aber zu den kampfstärksten Einheiten der Flotte. Die Hauptbewaffnung besteht aus acht Starttrampen für Schiff-Schiff-Raketen. Für die Luftabwehr stehen zwei Zwillingsstarter vorn und achtern und zwei Doppelstarter an den Bordseiten neben dem Hauptmast zur Verfügung. Die U-Boot-Abwehr umfasst zwei 12fach-Werfer für reaktive Wasserbomben und zwei 5fach-Torpedorohrsätze für UAW-Torpedos. Die Artilleriebewaffnung besteht aus vier 76-mm-Geschützen in Doppeltürmen und einer Anzahl kleinkalibriger Fla-Waffen, deren Besonderheit darin besteht, daß in einem Rohr sechs Läufe sind, die eine trommelförmige Munitionszuführung haben, was die Feuergeschwindigkeit wesentlich erhöht. Der Antrieb erfolgt über Gasturbinen, die mit einer Leistung von etwa 84000 kW (120000 PS) dem Schiff eine Geschwindigkeit von 34 kn verleihen. Seit Mitte der sechziger Jahre stehen die U-Jagdfregatten des Typs SLAVNY (Der Ruhmreiche) in Dienst. Ihre Bewaffnung ist hauptsächlich für die Ortung und Bekämpfung von U-Booten bestimmt. Die Gefechts Eigenschaften konnten durch Schiff-Schiff-Raketenkomplexe erweitert werden. Eine für die sowjetische Seekriegsflotte spezifische Klasse sind die Wachschiffe, die in unserem Sprachgebrauch als Küstenschutzschiffe (KSS) bezeichnet werden. Ihr Einsatzgebiet liegt hauptsächlich im unmittelbaren und weiteren Küstenvorfeld. Dabei werden die verschiedensten Aufgaben gelöst, die vom Geleitedienst über die U-Boot- und U-Schiff-Bekämpfung bis zu Minenleg- und -Räumeinsätzen reichen. Zum bekannten GANGUTZ-Typ (Traditionsname) kamen die Schiffe der SCHEMTSCHUG-Baureihe hinzu. Dieser Flushdecker trägt als Hauptbewaffnung vier 57-mm-Fla-Geschütze, vier Torpedorohre für UAW-Torpedos und zwei 12rohrige Werfer für reaktive Wasserbomben. Ein weiterentwickelter Typ dieses Schiffes ist bei annähernd gleicher Größe (Verdrängung 950 ts) mit zwei Doppelstartern für Fla-Raketen ausgerüstet. Beide Typen haben auch entsprechend ihres spezifischen Einsatzes unterschied-

liche Bewaffnungsvarianten. Die SWIREPY wird neuerdings zur Klasse der Küstenschutzschiffe des Typs DOSTOJNY (Der Gerechte) gezählt, obwohl sie in verschiedenen Quellen wegen ihrer Größe, Bewaffnung und konstruktiven Besonderheiten zu den Zerstörern gerechnet werden. Der modifizierte Typ dieser Klasse, zu der auch die NEUKROTIMY gehört, ist nur unwesentlich größer, hat aber als charakteristisches Merkmal zwei 100-mm-Geschütze in Einzelaufstellung gegenüber den 76-mm-Geschützen in Zwillingslafetten der SWIREPY. Beide Typen tragen im Unterschied zu den anderen Küstenschutzschiffen vier Raketenbehälter für Schiff-Schiff-Raketen.

Die Raketenschnellboote gehören zu einer Klasse, der die NATO lange Zeit nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte. Nachdem mit dem KOMSOMOLEZ-Typ (Länge 40 m, Breite 8,1 m) mit vier Startvorrichtungen für Schiff-Schiff-Raketen, vier 30-mm-Fla-Geschützen, der Geschwindigkeit von 35 kn (Maschinenleistung 8400 kW/12000 PS) über einen längeren Zeitraum Erfahrungen im Einsatz mit Raketen von kleineren Booten gesammelt wurden, konnte Mitte der siebziger Jahre ein Typ eingeführt werden, der einen Höhepunkt in dieser Entwicklungsreihe und wiederum einen Vorsprung für die sowjetische Seekriegsflotte darstellt. Mit einer Verdrängung von über 200 ts, einer Länge von 42,5 m und einer Breite von 10,2 m ist dieses Boot außerordentlich stark bewaffnet. Neben mehreren kleinkalibrigen Fla-Waffen sind vier Starttrampen für gelenkte Schiff-Schiff-Raketen vorhanden. Die Luftabwehr der Boote wird durch zwei Starter für Fla-Raketen verstärkt. Der Antrieb bei Gefechtsfahrt erfolgt über Gasturbinen, während beim Marsch mit Diesel-Motoren gefahren wird. Die Besonderheit dieser Boote liegt in der Ausrüstung mit Unterwasser-Tragflügeln. So sind sie in ihrer Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit Booten gleicher Größe und Ausrüstung weit überlegen. Eine andere Bewaffnungsvariante haben die großen Torpedoschnellboote. Sie sind mit vier Torpedorohren, zwei 57-mm- und zwei



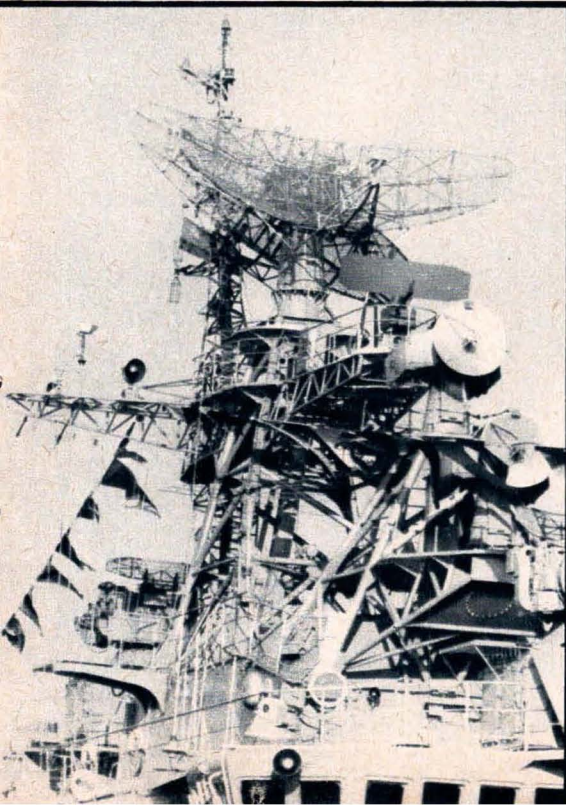
Torpadoschnellboot der sowjetischen Grenzsicherungskräfte

Raketenschnellboote des Typs KOMSOMOLEZ auf Gefechtskurs. Im Hintergrund die erste Variante dieses Typs



25-mm-Fla-Waffen versehen. Auch sie haben Tragflügel. Eine kleinere Version der Tragflügelboote steht seit Jahren im Dienst der sowjetischen Grenzsicherungskräfte. Zum Orten und Bekämpfen von Minen werden die neuen Minensucher des Typs ADMIRAL PER-SCHIN eingesetzt. Ihre Verdrängung beträgt 680 ts, die Länge 61 m, die Breite 9,6 m und der Tiefgang 2,4 m. Als Bewaffnung führen sie vier 30-mm-, vier 25-mm-Universalgeschütze und zwei Werfer für reaktive Wasserbomben.

Die Verstärkung der Landungsfahrzeuge in der sowjetischen Seekriegsflotte erfolgte mit der Einführung der Landungsschiffe vom Typ KRASNAJA PRESNJA. Sie können bis zu 40 Panzer transportieren. Entgegen den bisher bekannten Landungsfahrzeugen besitzen sie eine Bug- und Heckrampe. Im Ergebnis der engen Waffenbrüderschaft der sozialistischen Staaten lieferte die Volksrepublik Polen eine Reihe von Landungsfahrzeugen unterschiedlicher Typen an die Sowjetunion. Eine neue Generation von Landungsmitteln sind die Luftkissenfahrzeuge. Sie kommen in unterschiedlicher Größe zum Einsatz. Neben dem Transport und dem Anlanden von Panzern und anderen



Die Brücke eines KSS mit Waffenleitanlagen. Vor der Brücke steht ein 12rohriger Werfer für reaktive Wasserbomben

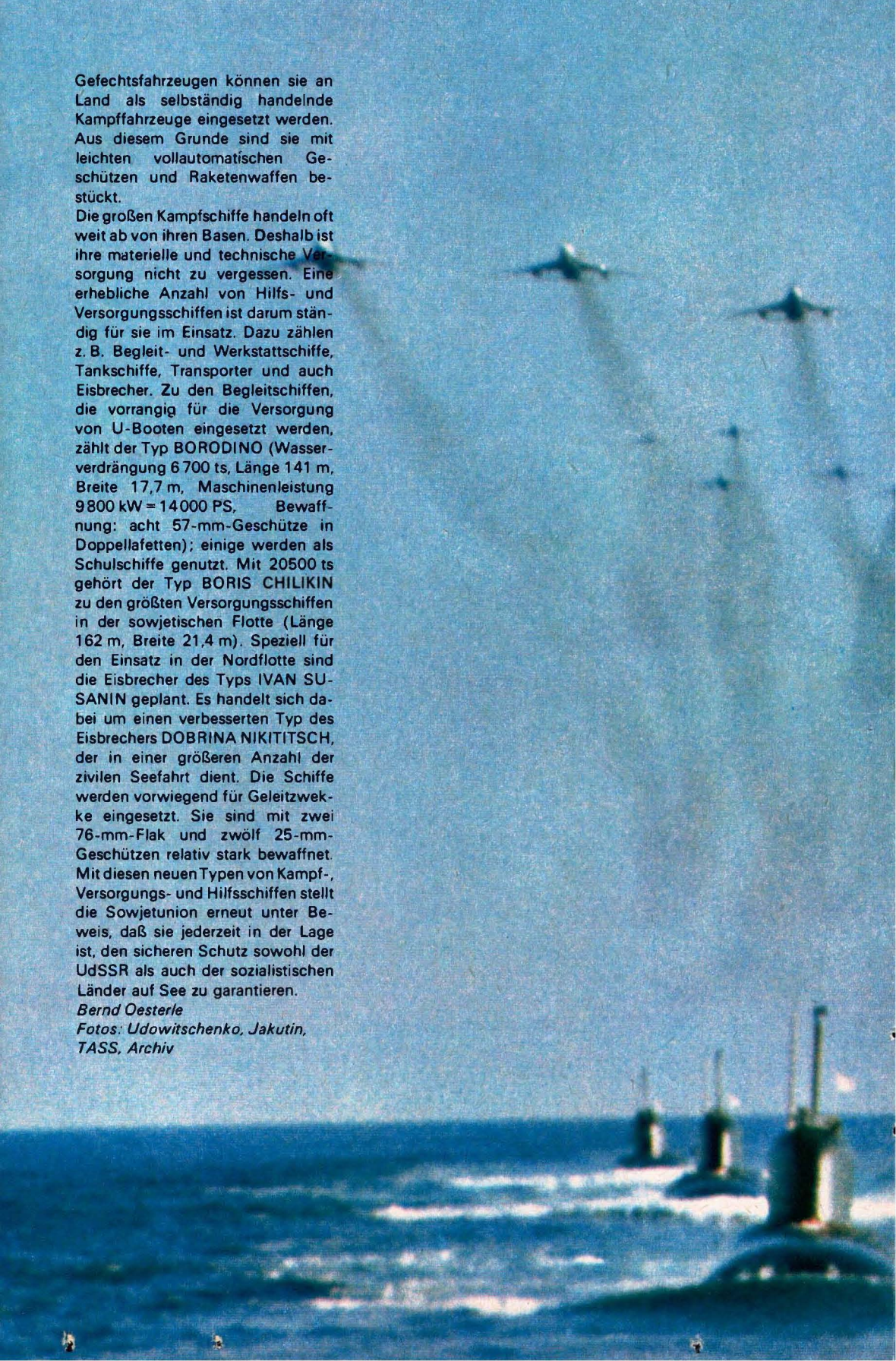
Der Hauptmast eines KSS mit der Funkmeß-Rundsichtanlage zur See- und Luftraumüberwachung, darunter die Antenne der Navigationsmeßanlage, davor zwei Geräte der Waffenleitanlage

Gefechtsfahrzeugen können sie an Land als selbständig handelnde Kampffahrzeuge eingesetzt werden. Aus diesem Grunde sind sie mit leichten vollautomatischen Geschützen und Raketenwaffen bestückt.

Die großen Kampfschiffe handeln oft weit ab von ihren Basen. Deshalb ist ihre materielle und technische Versorgung nicht zu vergessen. Eine erhebliche Anzahl von Hilfs- und Versorgungsschiffen ist darum ständig für sie im Einsatz. Dazu zählen z. B. Begleit- und Werkstattschiffe, Tankschiffe, Transporter und auch Eisbrecher. Zu den Begleitschiffen, die vorrangig für die Versorgung von U-Booten eingesetzt werden, zählt der Typ BORODINO (Wasserverdrängung 6 700 ts, Länge 141 m, Breite 17,7 m, Maschinenleistung 9 800 kW = 14 000 PS. Bewaffnung: acht 57-mm-Geschütze in Doppellafetten); einige werden als Schulschiffe genutzt. Mit 20 500 ts gehört der Typ BORIS CHILIKIN zu den größten Versorgungsschiffen in der sowjetischen Flotte (Länge 162 m, Breite 21,4 m). Speziell für den Einsatz in der Nordflotte sind die Eisbrecher des Typs IVAN SUSANIN geplant. Es handelt sich dabei um einen verbesserten Typ des Eisbrechers DOBRINA NIKITITSCH, der in einer größeren Anzahl der zivilen Seefahrt dient. Die Schiffe werden vorwiegend für Geleitzwecke eingesetzt. Sie sind mit zwei 76-mm-Flak und zwölf 25-mm-Geschützen relativ stark bewaffnet. Mit diesen neuen Typen von Kampf-, Versorgungs- und Hilfsschiffen stellt die Sowjetunion erneut unter Beweis, daß sie jederzeit in der Lage ist, den sicheren Schutz sowohl der UdSSR als auch der sozialistischen Länder auf See zu garantieren.

Bernd Oesterle

*Fotos: Udowitschenko, Jakutin,
TASS, Archiv*





UAW-Kreuzer vom Typ MOSKWA



Die KIEW, der neueste UAW-Kreuzer

TONI

Es war im ersten Jahr unserer NVA, 1956.

Unsere Garnison Pasewalk ging schon in „Steingrau“. Am

1. Mai eröffneten wir den Demonstrationszug.

Am meisten fiel Toni auf, Kraftfahrer, einsfundneunzig groß und so breitschultrig, daß weiter hinten, wo die Kleineren marschierten, der Reihenabstand riesig wirkte.

Toni marschierte in der ersten Reihe der Unteroffiziere. Früher, noch in Zivil, demonstrierte er am 1. Mai in einer Industriestadt der Lausitz. Dort war er bekannt als Eishockeyhoffnung, als künftiger Bobrow, als Mitstreiter der Buder, Blümel und Zoller.

Überhaupt hatte es ihm das Wasser angetan. Wasser, gefroren zu Eis und flüssig für Segeln und Kanufahren, oder ganz einfach zum Schwimmen. Ob er es auch gern getrunken hat, weiß ich nicht so genau. Als er bei mir im Med.-Punkt lag, vierzehn lange Wochen, da schimpfte er jedenfalls auf unseren Gesundheitstea aus Thüringen, und er behauptete giftig, der Herbert Roth könne ja gar nichts anderes verzapfen als seine Rennsteigliedlein, wenn er solches Zeug womöglich täglich trinken würde.

Daß Toni so lange bei uns zu bringen mußte, lag auch am

Wasser, genauer, an seiner Vorliebe dafür.

Er war ein schöner warmer Tag, der 1. Mai '56 in Pasewalk. Und wir wußten, zur selben Stunde, da wir in Pasewalk marschierten, rollte die erste Parade in Berlin über den Marx-Engels-Platz. Also gaben wir uns doppelte Mühe.

Das kostete natürlich auch doppelten Schweiß.

Ich war gerade wieder im Med.-Punkt angelangt, hatte meine Paradeuniform weggehängt und den Kittel noch nicht übergestreift, da ertönt Geschrei auf dem Hof. Zwischen den beiden Baracken, am Feuerlöschteich, stehen plötzlich viele Genossen. Gestikulieren.

Wasser spritzt auf.

Ich renne hin, zerre mir den Kittel über den Kopf, greife noch schnell die Bereitschaftstasche.

Auf dem Rasen lag Toni. Naß, bleich – aber er atmete. Herzschlag – etwas beschleunigt, Puls – flach.

Auf der Stirn eine große, blutunterlaufene Schürfwunde. Da muß ich so etwas wie Instinkt entwickelt haben. Ich brüllte alle an, die ihn anfassen und wegschleppen wollten. Sogar ein Oberleutnant war dabei, aber er begriff wohl sofort, warum ich so aufgeregt war. Er schuf Platz, stellte mir drei Mann zur Verfügung.

Unsere Feldscherin war wieder einmal schwanger, der einzige Arzt – es war, wie schon gesagt,

im ersten Jahr unserer NVA – ebenfalls nicht im Dienst. Also: Den anderen Feldscher holen, unseren Arzt, einen Oberstleutnant, herbeischaffen, im Kreiskrankenhaus Chirurg und Röntgenassistentin besorgen. Dann hob ich zusammen mit dem Oberleutnant die nächste Kasernentür aus.

Vorsichtig bugsierten wir Toni hinauf.

Toni war „zur Abkühlung“ in den Feuerlöschteich gesprungen. Mit einem bilderbuchreifen Kopfsprung. Dabei war er auf die Betontreppe geknallt, mit der Stirn und seinen hundert Kilo. So schnell haben wir wohl niemals unseren Röntgenapparat klar bekommen, und als die Röntgenassistentin endlich von einem Posten zu mir geführt wurde, waren die Aufnahmen schon fixiert und gewässert. Sie nörgelte natürlich herum, weil wir keine Fachleute waren, bis der Chirurg vom Kreiskrankenhaus „Halts Maul!“ brüllte und die Diagnose stellte: Fraktur des Halswirbels III und IV ohne Dislokation, was bedeutet, daß Toni sich den Hals gebrochen hatte, aber alle Knochen noch da lagen, wo sie zu sein hatten. Also gipsen. Mein Sani Hannes Permien schleppte heran, weichte ein und schor Toni, der langsam wieder zu Bewußtsein kam. Ich reichte zu, und der



Doktor gipste unseren Patienten ein, von der Stirn bis zur Hüfte. Wie ein Marsmensch sah er aus. Zum Glück hatte Toni nur eine leichte Gehirnerschütterung, die Bewußtlosigkeit kam vom Schock. Wie gut, daß wir ihn nicht so einfach abtransportiert hatten – und daß ich damals so gut brüllen konnte. Schwierig war es freilich, dem „Leiter Versorgung“, einem Hauptmann Peter oder Paul, klar zu machen, warum wir die Quartalsnorm Gips für einen einzigen Patienten verbraucht hatten. Erst als ich ihn mal in das „Wachzimmer“ schauen ließ, hörte er zu barmen auf. In der ersten Woche lag Toni still und artig in seinem Bett. Freilich war es zu eng. Für solche Riesen gab es eben damals noch keine passenden Med.-Punkt-Betten, aber wir hatten einen pfiffigen Sanitäter, Hannes Noack, den wir Honseck nannten. Er und der Sankrafahrer sägten die Fußteilstreben aus Tonis Liegestatt, setzten eine Art Fußbank dagegen, polsterten sie und versahen diese sogar mit einem Brett, so daß er die riesigen Füße dagegenstemmen konnte.

Als seine Freundin das erste Mal kam – übrigens ein klitzekleines zierliches Mädchen aus Rrrrötschschnnn oder so, sie rollte ganz beträchtlich – und vor dieses Gebirge aus Gips trat, da fragte er erstmalig, wann er denn nuh endlich aufstehen könne. Von nun an langweilte er sich. Nur auf dem Rücken konnte er liegen, und das tat bald weh. Mit dem Lesen ging es gleichermaßen schlecht, obwohl ihm Honseck und der Sankrafahrer eine Buchhalterung gebaut hatten, damit er seine Lektüre wie ein Dach über sich haben konnte. Honseck sagte einmal aus Spaß, Toni könne ja mal ein Ei ausbrüten! Drei Tage sagte Toni nichts zu diesem Witz. Dann agitierte er eine unserer Schwestern, Unteroffizier Traudl, sie solle doch mal von zu Hause Eier mitbringen, aber von „natürlichen“ Hühnern, die noch wissen, wozu es einen Hahn gibt. Selbstverständlich ließ er sich von Traudl mit einigen Eiern füttern. Die anderen mußte ich auf seinen Nachtschrank stellen. Ich hatte Nachtdienst. Früh kam ich Fiebermessen. Toni hatte sich komisch. Nicht rechts, da kitzelt es so! Na gut, messen wir links, warum denn nicht.

Abends kam Permien und fragte, ob denn die Seite beim Fiebermessen neuerdings durch eine Dienstvorschrift festgelegt sei. Ich hätte doch angeordnet, bei Toni nur links zu messen. Dies schien mir seltsam. Dann kam eine Stabsübung, der eine Vorführung im Sommerlager folgte, und ich mußte hinaus in die „Taiga“. Drei Wochen später war ich wieder im Med.-Punkt. Mein erster Weg führte zu Toni. Er lag unter einem Buch über Geflügelzucht und las eifrig. Nein, auflegen habe er sich nicht, nein, alles sei in Ordnung. Was piepste denn da immerzu? Ich hatte den Eindruck, Toni wollte sich gar nicht mit mir unterhalten. Und Honseck, der mich so lange vertreten hatte, grinste fröhlich. Am nächsten Morgen sollte sich Toni das erste Mal aufsetzen dürfen. Ich wollte ihn rasieren, damit der Chirurg vom Kreis-krankenhaus nicht glaubte, wir lebten wie Karl Moor in den böhmischen Wäldern. Also trat ich mit Spiegel, Seifenschale, Rasierapparat und Rasierwasser bewaffnet vor sein Zimmer. Da ich keine Hand frei hatte, stieß ich die Tür mit dem Ellenbogen auf – und hätte fast mein Tablett fallen lassen. Auf dem Gipsgebirge, worunter Tonis mächtiger Brustkasten steckte, spazierte ein Küken. Übrigens habe ich gehört, daß Toni später kein Blümel, Ziesche, Zoller, Buder oder Bobrow geworden ist, sondern Ingenieur bei KIM. Und – Wasser liebt er gar nicht mehr. Seine klitzekleine zierliche Frau und die vier Kinder fahren immer ohne ihn zum Baden. Und trinken? Er soll nicht einmal Bier mögen, wegen des Wassers, das drin ist. Reinhard Kunz Trüben
Illustration: Fred Westphal

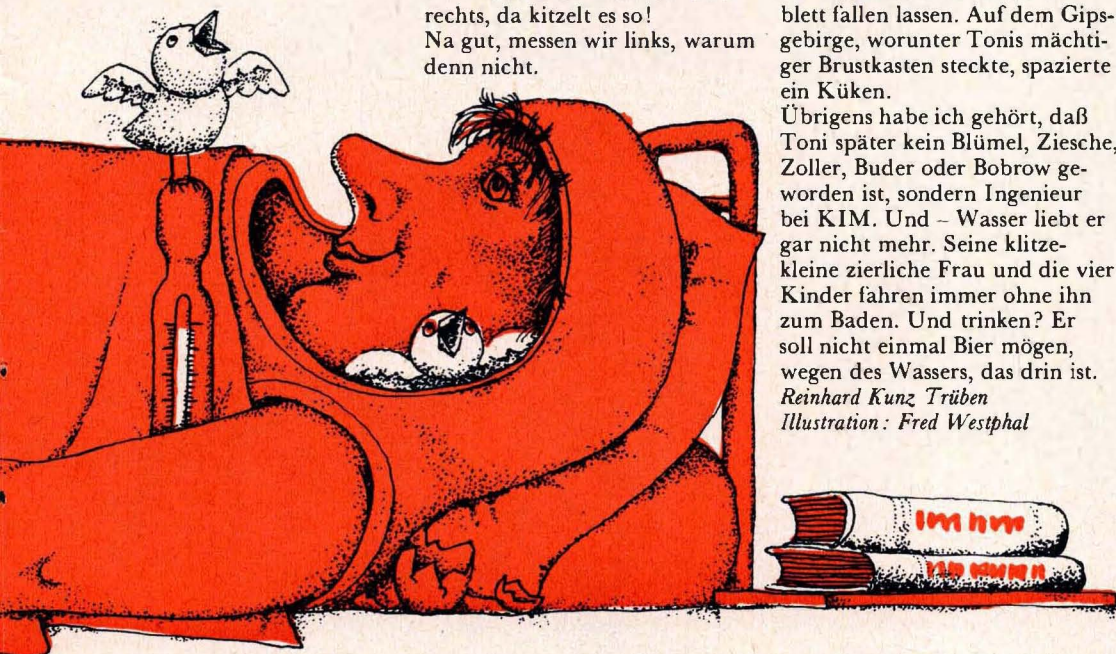


Foto: Günther Barkowsky



In Ergänzung unserer Waffensammlung „Seekampfflugzeuge“ (AR 9/77) und auf Wunsch zahlreicher Leser befaßt sich die nachstehende Folge ausschließlich mit den Flugbooten. Allgemein gesehen gehören die Flugboote zu den Wasserflugzeugen. Diese sind zum Start und zur Landung auf dem Wasser eingerichtet. Dazu haben sie statt des Radfahrwerkes Schwimmer (Schwimmerflugzeuge) oder ihr Rumpfunterteil ist bootsförmig ausgebildet. Letztere nennt man Flugboote. Um die Stabilität auf dem Wasser zu erhöhen, sind sie an den Flügelfenden mit einklappbaren oder mit einfahrbaren Stützw Schwimmern mit Flossenstummeln am Bootsrumpf versehen. Moderne

Flugboote

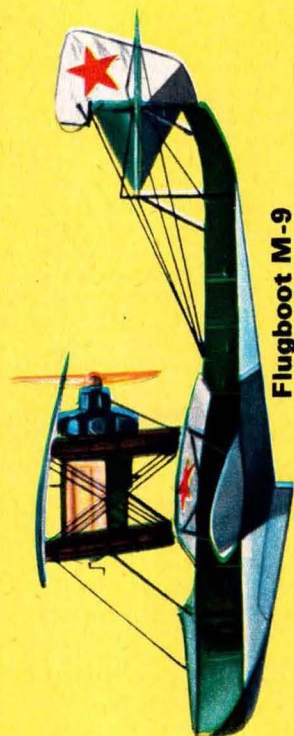
Flugboote haben zumeist ein zusätzliches Radfahrwerk. Das versetzt sie in die Lage, entweder vom Wasser zu starten und auf dem Boden zu landen oder auf der Betonbahn zu starten und auf der Wasseroberfläche zu landen. Man spricht dann von Amphibien-Flugbooten. Vergleicht man Schwimmerflugzeuge und Flugboote, so haben letztere folgende Vorteile: Ihre Seetüchtigkeit, Reichweite und Tragfähigkeit sind besser, die geschlossene Rumpfwand besitzt eine höhere aero- und hydrodynamische Güte. In dem recht geräumigen Rumpfboot lassen sich neben den notwendigen Gefechtsabschnitten und Betriebsräumen auch genügend große Behälter für Kraft- und Schmierstoffe unterbringen.

Da sich die Flugboote schon von Anfang an mit Bomben, Minen und Maschinenwaffen relativ leicht bewaffnen ließen, die Landflugzeuge aber damals weder die genügende Reichweite noch Zuladungsmöglichkeit hatten, wurde das Flugboot in den dreißiger Jahren als das Hauptmittel zur Aufklärung aus der Luft über weiten Seegebieten sowie für Lufttransportzwecke im maritimen Interesse – ja sogar für spezielle Kampfaufgaben – angesehen. In diesem Zeitraum entstanden im sowjetischen Flugzeugbau die meisten Flugboote. Jedoch konnten bei weitem nicht alle in die Serienproduktion gehen. Bei der Suche nach der zweckmäßigsten Lösung von Nah- und Fernaufklärungsflugzeugen, katapultfähigen Bordmaschinen, waffenstarrenden „Luftkreuzern“ oder leichten und robusten Mehrzweckflugbooten konnten sich die sowjetischen Konstrukteure auf die Erfahrungen des Altmeisters im russischen Wasserflugzeugbau, Dmitri Pawlowitsch Grigorowitsch stützen, der nach einigen anderen Wasserflugzeugen im ersten Weltkrieg das bekannte Flugboot M-5 entwickelt hatte. Seine M-9, nach der gleichen Bauweise gefertigt – verspannter Doppeldecker, Druckschraube und kleine Stützw schwimmer an den Flügelfenden – erhielt 1916 als erstes Wasserflugzeug eine Kanone, und unter den Flügeln konnten einige kleine Bomben ein-

gehängt werden. Diesen Flugzeugtyp erhielten auch die jungen sowjetischen Marinefliegerkräfte in den Jahren 1919 bis 1922, allerdings mit Motoren von 220 und 260 PS Leistung, statt 150 PS zuvor. Die M-9 war der Ausgangspunkt für die Versionen M-24 und M-24 bis. Die 40 Flugboote dieses Typs blieben bis 1926 in der Ausrüstung. In weitaus größerer Stückzahl (rund 300) wurde ein kleines robustes Flugboot von 1930 bis 1933 gebaut – die Sch-2 von W. B. Schawrow. Es diente vor allem der Volkswirtschaft, wurde aber auch als Transport- sowie als Sanitätsflugboot ausgeliefert.

Zu den außerdem ab 1927 gebauten Flugbooten der UdSSR zählen die folgenden Typen: Aus dem Konstruktionsbüro Tupolew der Fernaufklärer MDR-2/ANT-8 (1930), der Fernaufklärer MDR-4/ANT-27 (1934), Doppelrumpf-Meereskreuzer MK-1/ANT-22 (1934), der viermotorige Marinebomber MTB/ANT-44 (1938). Grigorowitsch schuf 1927 die Hochdecker-Fernaufklärer ROM-1 und ROM-2, Moskalow 1939 den Hochdecker SAM-11, ein Kollektiv 1935 den Doppelrumpf-Schulterdecker ASK, Bartini 1935 den Hochdecker DAR und Michelson 1936 den Doppeldecker mit hochgesetztem Triebwerk MU-2. Eine ganze Reihe weiterer Prototypen kam aus den Konstruktionsbüros von Georgi Michailowitsch Berijew und von I. W. Tschetwerikow. Einige dieser Flugzeuge wurden in der AR bereits vorgestellt, so in der Waffensammlung des Heftes 9/77 sowie in dem Beitrag „Möwen der Seekriegsflotte“ in Heft 6/77.

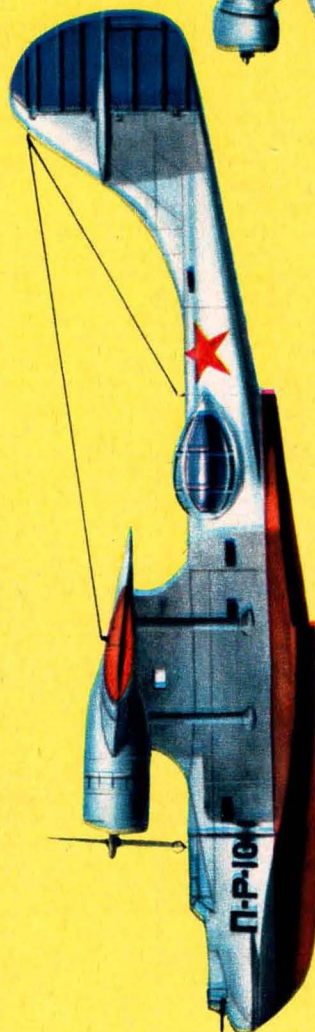
Mit der Entwicklung neuer Flugboote ging auch die Entwicklung von Schwimmerflugzeugen für die sowjetischen Marineflieger als Bordmaschinen für die großen Einheiten einher. Eines der bekanntesten Flugzeuge dieser Art ist Berijews KOR-1 (Be-2) für den Katapultstart von Kriegsschiffen. Daneben wurden ab Mitte der dreißiger Jahre auch viele Flugzeuge mit Räderfahrwerk in die Seefliegerkräfte aufgenommen. Zu dieser Zeit befanden sich auch spezielle Mittel wie panzerbrechende und Panzersprengbomben, Wasserbomben gegen U-Boote, von Flugzeugen aus abzuwerfende Seeminen und Torpedos für die Marineflieger in der Entwicklung. Mit diesen Maßnahmen einher gingen strukturelle Veränderungen, in deren Ergebnis am Ende der dreißiger Jahre 45% der Seefliegerkräfte aus Jagdflugzeugen und rund 20% aus Aufklärungsflugzeugen bestanden. Den größten Teil der Mehrzweck- und Aufklärungsflugzeuge machten Flugboote aus. Zu Beginn der vierziger Jahre gab es in allen vier sowjetischen Flotten über 500 Flugboote. Die Mehrzahl davon bildete Berijews kleines Flugboot MBR-2 für Aufgaben im Nahbereich. Zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion unternahmen die jeweils 150 MBR-2 der Baltischen Rotbannerflotte, der Schwarzmeer- und der Pazifik-Flotte zahllose Aufklärungsflüge über See sowie im küstennahen Bereich. Hinzu kommen die Bombenangriffe auf Schiffe und Transporte des Gegners sowie seiner Landstreit-



Flugboot M-9



Tsch-SPL



„Catalina“ GST



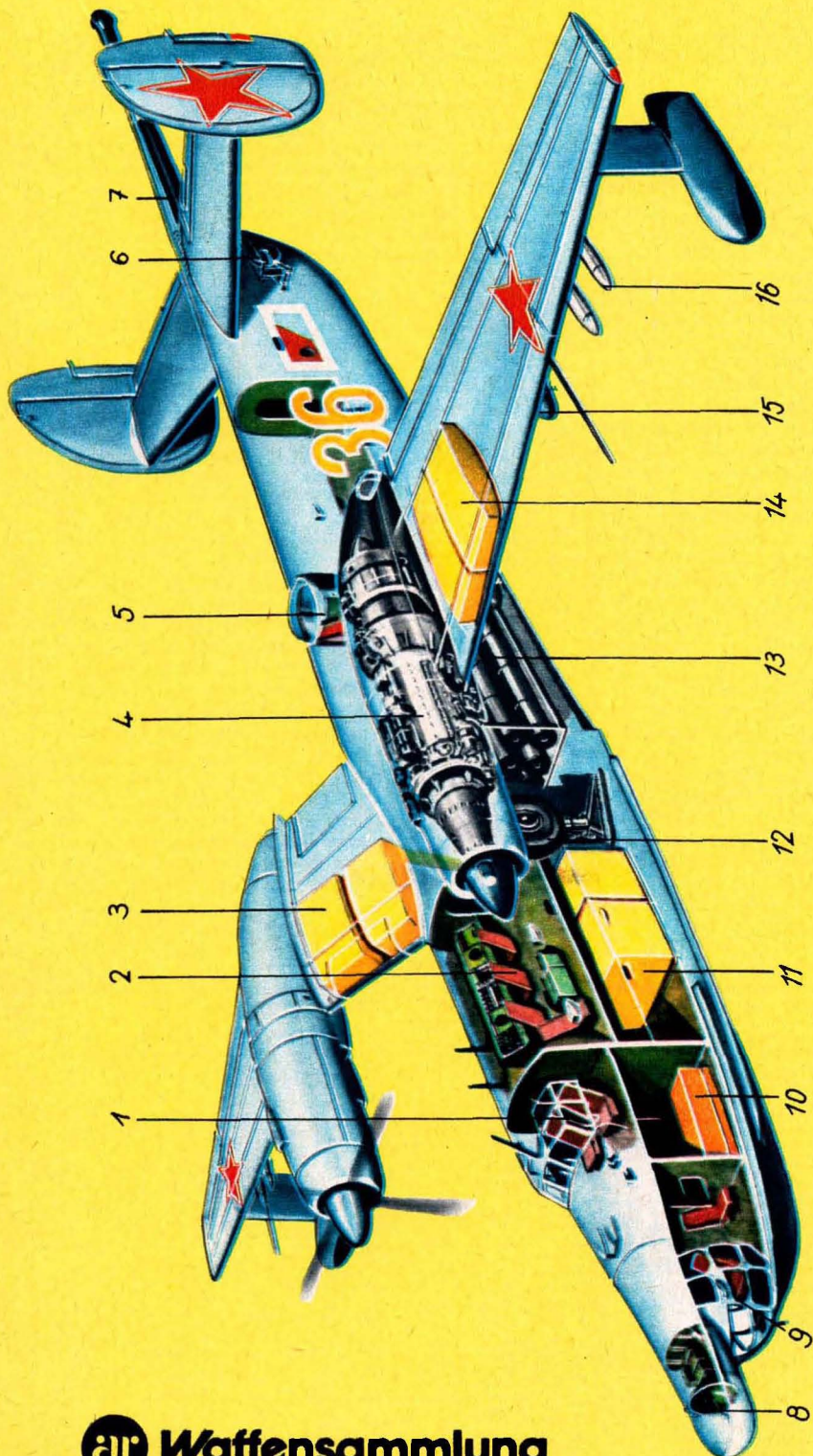
Sch-7



Tsch-2



Be-8



Prinipschema des Amphibienflugbootes Be-12

- | | | |
|--|--------------------------|---------------------------------|
| 1 – Plätze des 1. und 2. Flugzeugführers | 5 – Beobachtungskanzel | 11 – Rumpfkraftstoffbehälter |
| 2 – Arbeitsraum für Seeüberwachung und U-Boot-Bekämpfung | 6 – Heckrad | 12 – Hauptfahrwerk |
| 3 – Kraftstoffbehälter | 7 – Spezialantenne | 13 – Waffenschacht |
| 4 – Triebwerk | 8 – Funkmeßnahe | 14 – Flächentanks |
| | 9 – Platz des Navigators | 15 – Aufhängung für Außenlasten |
| | 10 – Seenotausrüstung | 16 – Spezialbewaffnung |

kräfte im Küstengebiet. Insgesamt verließen rund 1300 dieser einmotorigen Schulterdecker bis 1943 die Werkhallen.

Die MBR-2 erfuhr im Verlaufe der Serienfertigung mehrere umfangreiche Verbesserungen, dazu zählten der Übergang von der Holz- zur Metallbauweise, der Einbau stärkerer Triebwerke, die Steigerung der Zuladefähigkeit und die Verkleidung der Kabine sowie der Einbau eines drehbaren Waffenstandes auf dem Rumpf. Bewaffnet waren die MBR-2 mit zwei bis vier MG sowie 600 kg Bomben. Zu den Flugbooten der sowjetischen Seeflieger gehörten während des Krieges außerdem die Typen Be-4, Tsche-2 sowie GST. Einige andere Typen sollen hier nicht weiter erwähnt werden, weil sie nur in geringerer Anzahl verwendet wurden. Bei der Be-4 handelte es sich um ein katapultfähiges Bordaufklärungsflugzeug für Schlachtschiffe und Kreuzer (daher auch die Bezeichnung KOR-2). Ausgerüstet wurden damit vier moderne Kreuzer der KIROV- und MAXIM-GORKI-Klasse. Das 1941 erprobte Flugzeug wies sehr gute Flugleistungen auf, konnte aber nach Ausbruch des Krieges nur in kleiner Stückzahl gebaut werden, da die Produktion von Jagd- und Schlachtflugzeugen verständlicherweise den Vorrang haben mußte. Nach dem Krieg wurde die Be-4 zum Amphibium Be-8 weiterentwickelt, das auch als Flugboot mit Unterwasserflügeln erprobt wurde.

Um den Bestand an Flugbooten während des Krieges zu vergrößern, aber die Produktion von Kampfflugzeugen nicht zu verringern, kaufte die UdSSR in den USA eine Anzahl von Flugbooten der bewährten Typs Consolidated „Catalina“. Ab 1939 waren bereits einige Flugzeuge dieses Typs in der UdSSR als GST (Gidro Samololjot Transportnij) in Lizenz gebaut und mit Erfolg für zahlreiche Transportaufgaben im militärischen und zivilen Bereich (hier als MP-7 bezeichnet) verwendet worden. Die Bewaffnung befand sich bei dieser Maschine in der Bugnase (2 × 12,7-mm-MG), in

den seitlichen Kuppeln (je 1 × 12,7-mm-MG). Diese für Flugboote typischen Rumpfsseitenstände werden als Schwalbennester bezeichnet. In einer Bodenlafette war ebenfalls ein MG 7,62 mm eingebaut.

Neben einigen Versuchsmustern erhielten die sowjetischen Seefliegerkräfte etwa 50 Mehrzweckflugboote Tsche-2 (MDR-6). Diese Maschine hatte im Jahre 1938 als Vergleichsmuster zu Tupolews ANT-27 (MDR-4) die Flugerprobung aufgenommen und sich als aero- und hydrodynamisch sehr gut durchkonstruiertes Flugboot erwiesen. In zwei Gefechtsständen waren je ein bis zwei 7,62-mm-MG SchKAS untergebracht. Zwei 250-kg- oder vier 100-kg-Bomben konnten mitgeführt werden. Dieser Typ wurde einschließlich der Versuchsmuster bis in die Mitte der fünfziger Jahre verwendet. Das Ablösemuster war die bekannte und in der AR bereits vorgestellte Be-6, die von Berjew bereits im letzten Kriegsjahr als LL-143 entwickelt worden war. Vom Tschetwerikow-Kollektiv wurden ab Ende des Krieges noch mehrere Transportflugboote entwickelt, die in erster Linie aber für die Volkswirtschaft vorgesehen waren.

So übernahmen ab Mitte der fünfziger Jahre die mit zwei starken Kolbenmotoren ausgestatteten Be-6 Aufgaben in der U-Boot-Suche und -Bekämpfung, in der Seeüberwachung und maritimen Aufklärung sowie im Transport- und Nachschubwesen. Bei Notwendigkeit konnte dieser Typ auch Torpedos oder Wasserbomben abwerfen. Seine Aufgaben hat bekanntlich die schnellere, leistungsfähigere Be-12 (siehe Zeichnung) übernommen, die mit zwei Turboprop-Triebwerken ausgestattet ist. Darüber hinaus hat das Berjew-Kollektiv aber noch einige andere Pionierleistungen auf dem Gebiet des modernen Flugbootbaus vollbracht, so mit dem 1949 erprobten Flugboot R-1, das zwei Strahltriebwerke WK-1 besaß.

W. K.

Zeichnungen: H. Rode

Typ	Jahr	Spannweite m	Länge m	Höchstgeschwindigkeit km/h	Gipfelhöhe m	Besatzung Mann	Motor kW/PS
M-9	1916–1922	16,00 13,50	9,00	110	3000	2	120/160
M-24	1923	16,00 13,50	9,00	130	3500	2	210/280
Sch-2	1930	13,00	8,20	139	3850	2	75/100
MBR-2	1935	19,00	13,50	235	7900	3–4	580/830
Tsche-2	1939	19,40	15,73	454	9000	3–4	2 × 588/800 2 × 809/1100
Be-4	1941	12,00	10,50	356	8100	3	740/1000
GST	1939	31,72	20,68	329	5500	7–9	2 × 526/715 2 × 699/950







Für Nguyen Minh Tam

Gestern

*sagten wir uns
Lebewohl.*

Ich:

*Bleibe schön
und bleib gesund!
Immer glücklich lächeln!
sagtest in deiner Sprache
Du.*

*Für Angst
und Sorgen
war kein Grund.*

*Deine Heimat ist so fern.
Zwar wußten wir,
wir werden uns nicht wiedersehn.
Doch die Entfernung
zwischen uns
mißt Kilometer nicht
und Stunden,
weil wir die gleiche Straße gehn.*

Gerhard Motz

Foto: Marianne Motz



Mit Zeichenstift und Pinsel im Handbuch „Militärisches Grundwissen“ geblättert



KÖRPERERTÜCHTIGUNG UND SPORT

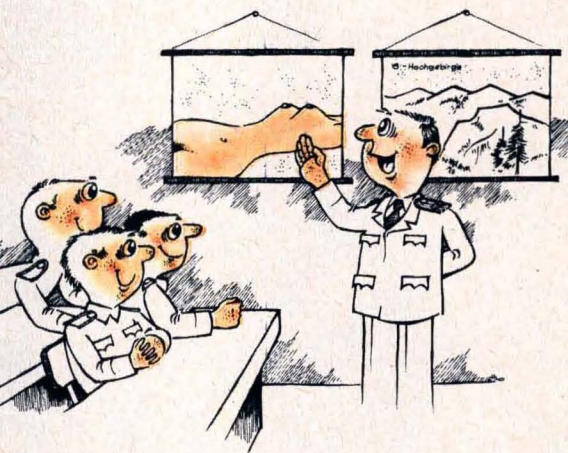
Merke:

Zu Tagesmärschen und zum Befahren größerer Höhenunterschiede stets mehrere Wachssorten mitführen!



GEFECHTSDIENST

Das Gelände – Erhebungen



„Und um hier das Charakteristische des Hochgebirges nochmals zu verdeutlichen, Genossen...!“

GEFECHTSDIENST

Merke

Für die Verteidigung gilt der Grundsatz:
Je besser der Ausbau, desto größer der Schutz.



MILITÄRISCHER GRUSS

Beachte:

Auf schmalen Treppen und Fluren treten Dienstgradniedere beim Begegnen mit Dienstgradhöheren zur Seite und nehmen Grundstellung mit Front zum Dienstgradhöheren ein.



SCHUTZAUSBILDUNG

Merke: Schutzausrüstung nach jedem Gebrauch reinigen!



VERHALTENSREGELN FÜR ARMEEANGEHÖRIGE

Merke:

Der Minister für Nationale Verteidigung ist mit „Genosse Minister!“, ein Generalmajor mit „Genosse Generalmajor!“, ein Generalleutnant mit „Genosse Generalleutnant!“ und ein Generaloberst mit „Genosse Generaloberst!“ anzusprechen.



„Guten Tag, Genosse . . . eins, zwei, drei . . . Generaloberst . . .!“

GEFECHTSDIENST

Beachte: Alle Arten des natürlichen Tarnschutzes allein bieten in den wenigsten Fällen den notwendigen Tarneffekt und müssen deshalb immer durch den künstlichen Tarnschutz ergänzt oder völlig ersetzt werden.



„Melde Verlegung des Stabes unter Ausnutzung . . .!“

Mit Blick auf den 30. Jahrestag der DDR kramte Oberst K. H. Freitag in Schränken und Schubladen und berichtet in dieser Beitragsfolge

Was einem so in

Im Oktober 1970 gab es eine Zeitung, die gab es eigentlich gar nicht. Jedenfalls nicht, wenn man von den Postzeitungsvorschriften ausgeht. Am Kiosk war sie nicht zu haben. Abonnieren konnte man sie gleichfalls nicht. Kein Straßenverkäufer pries sie mit laut tönender Wiedergabe ihrer Schlagzeilen zum Kauf an. Was hätte er auch verlangen sollen? Es fehlte jede Preisangabe. Und dennoch, mancher Sammler würde heutzutage das Zehn- oder Hundertfache für den Groschen geben, den sie gekostet haben könnte. Die Zeitung war, wenn auch nicht zu kaufen, eine international begehrte Sache – ebenso das Plakat, das man sich möglichst in sieben Sprachen signieren ließ, oder die Sonderpostkarten, die man mit Sonderbriefmarken frankierte und in mindestens sieben Länder schickte. In die Heimatländer der Soldaten, die am Manöver „Waffenbrüderschaft“ teilnahmen. Gleich den Militärjournalisten besagter Manöverzeitung trug auch ich die gelbe, 75 mm hohe Pressekarte. Sie gewährte mir Zugang zu

den Feldlagern und Truppenübungsplätzen. Wenige Tage nur lagen zwischen der Eröffnungskundgebung in Cottbus und der abschließenden Feldparade in Magdeburg. Jedoch, was waren das für Tage! Streiflichter. „Aufklärer stellen ein tiefgestaffeltes Sperrsystem fest. Nach der Artillerievorbereitung gehen Pioniere mit modernster Technik vor, ebnen den nachfolgenden Truppen den Weg: Panzern und mot. Schützen, unterstützt von Hubschraubern. . . Alarm auf einem Feldflugplatz. Wie vom Katapult schnellen die Maschinen vorwärts, rasen über die Grasfläche, ziehen steil hinan. Sekunden später sind sie am Einsatzort, sichern den Luftraum über dem Gefechtsfeld. . . Von See her

nähern sich Landungsschiffe. Panzer und SPW klatschen in das Wasser, arbeiten sich ununterbrochen feuernd vorwärts, erklimmen das sandige Ufer. . . Im Abenddämmer beziehen mot. Schützen und Artilleristen die Stellungen. Bald ist kaum mehr die Hand vor den Augen zu sehen. Eine weitere Bewährungsprobe nimmt ihren Anfang, das Nachtgefechtsschießen. . . Breit und breilig ist der Fluß. Schwimmbfähige SPW gleiten hinein, Panzer durchqueren ihn in Unterwasserfahrt. Aus massigen Pontons fügen Pioniere eine Brücke zusammen. Ein Brückenkopf wird gebildet. . . Der Himmel füllt sich mit Fallschirmen. Weit über tausend Kilometer haben die Flugzeuge hinter

„Eine Zeitung, die es eigentlich gar nicht gab. . .“



„Die Pressekarte. . .“



die Hand kommt (15)

sich, als auf die Minute pünktlich die großangelegte Luftlandung beginnt. Alles, was die Soldaten für die Erfüllung ihres Kampfauftrages brauchen, schwebt herab: Geschütze, Fahrzeuge, Luftlandepanzer... Absoluter Höhepunkt: Die gemeinsamen, koordinierten Handlungen zur Vernichtung einer 'gegnерischen' Gruppierung. Die sowjetischen, polnischen, ungarischen, tschechoslowakischen, rumänischen, bulgarischen und Soldaten der NVA treten zur entscheidenden Schlacht des Manövers an...

Es war eine Schlacht für den Frieden. Das Manöver „Waffenbrüderschaft“ trug dazu bei, die Gefechtsbereitschaft und die Ausbildung, die Truppenführung und das Zusammenwirken der Vereinten Streitkräfte unter den veränderten Bedingungen der Klassenausensetzung mit dem Imperialismus zu vervollkommen. Ein Dreivierteljahr darauf bekräftigte Genosse Erich Honecker vor dem höchsten Forum der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, daß das gemeinsame Handeln der sozialistischen Staaten ausschlaggebend dafür ist, den Imperialismus auch künftig daran zu hindern, den

Sozialismus mit militärischer Gewalt, mit offener oder versteckter Konterrevolution anzutasten. Ein Bild und eine Pressekarte erinnern mich an die Junitage 1971. Als ich am Morgen des 15. Juni auf dem Rang den Platz Nr. 4 in der siebenten Reihe einnahm, war dies zwar meine erste Teilnahme an einem Parteitag, nicht aber der erste Besuch in der „Werner-Seelenbinder-Halle“. Vergangenes wurde wieder gegenwärtig: Einst hatten hier die Berliner Fleisohändler um die profitabelsten Preise gefeilscht, bis dann die Großmarkthalle des Zentralviehofes in den Trümmern des zweiten Weltkrieges versank. Übrig geblieben war eine ausgebrannte, selbst im Skelett stark zerstörte Halle.

„Die Sonderpostkarte...“



„Das Plakat, das man sich signieren ließ...“





VIII. Parteitag der SED

PRESSE

Nr. 138 *



Ein Paragraph hatte den Torso zu neuem Leben erweckt: Der § 38 des ersten Jugendgesetzes vom 8. Februar 1950, unter dem zu lesen stand, daß neben achtzehn anderen Sportstätten in der DDR-Hauptstadt auch eine Eissporthalle zu errichten sei. Als junger VP-Angehöriger hatte ich einige Urlaubsstunden am Wiederaufbau der Halle mitgearbeitet. Zu Pfingsten 1950 war sie dann mit dem Turnvergleich Polen-DDR feierlich eröffnet worden. Ich erlebte in ihren Mauern 1951 die 2. Parteikonferenz der SED, die beschlossen hatte, in der DDR planmäßig die Grundlagen für den Aufbau des Sozialismus zu schaffen. Als Sportredakteur war ich dabei gewesen, wie Jürgen Simon auf der Winterbahn im 200-m-Zeitfahren mit 1,9 s den ersten Weltrekord für den Radsport unseres Landes aufgestellt hatte. 1958 hatte mich mein Weg hierher geführt, um von den Hallenhandball-Weltmeisterschaften zu berichten, den ersten Welttitelkämpfen in unserer Republik.

Und nun der VIII. Parteitag der SED.

Die Arbeiterklasse, das ganze Volk erwartete viel von ihm. In meiner Redaktion habe ich ihn kurz danach „eine gute Legierung von Sachlichkeit, revolutionärer Leidenschaft, Bescheidenheit und Sicherheit“ genannt, einen Beweis dafür, daß die SED „eine konstruktiv arbeitende Partei ist, die vor Schwierigkeiten nicht zurückweicht und sich von auftretenden Hindernissen nicht beirren läßt“. Es wäre jedoch übertrieben zu sagen, ich hätte gleich auf Anhieb mit vollem Bewußtsein erfaßt, daß er – wie ich es heute im Abriß „Geschichte der SED“ lese – „eine Wende in der Politik der Partei, insbesondere der Wirtschafts- und Sozialpolitik“, darstellte. „Dieser Parteitag begründete allseitig die Aufgaben, die bei der Gestaltung

der entwickelten sozialistischen Gesellschaft gelöst werden müssen. Deutlicher als je zuvor wurde das entscheidende Anliegen des Sozialismus in den Mittelpunkt der Politik unserer Partei und des Staates gerückt: alles zu tun für das Wohl der Arbeiterklasse, für das Glück des Volkes. Damit vollzog die SED eine konsequente Hinwendung zu den Massen, ihren unmittelbaren Interessen und Bedürfnissen.“ Die Früchte dessen kommen seit langem allen zugute. Ich entsinne mich eines Gesprächs am Abend eines Parteitag-Tages. Es ging um unser Konzept gegen den Aggressionskurs der Reaktion, für Frieden und Sicherheit in Europa – und zwar, ob es nicht zu kühn sei. Gewiß, kühn war es. Aber realistisch. Die Praxis be-



„In der Werner-Seelenbinder-Halle . . .“

stätigte, was der VIII. Parteitag „theoretisch“ beschlossen und als Kampfziel gestellt hatte: Die europäische Sicherheitskonferenz, für die er übereinstimmend mit dem Friedensprogramm des XXIV. KPdSU-Parteitages eintrat, tagte 1503 Tage danach in Helsinki. 821 Tage nach der Parteitagserklärung, daß die DDR bereit sei, Mitglied der UNO zu werden und dort ihre Aufgabe zu erfüllen, konnten wir unseren Platz in der UNO-Vollversammlung und in etlichen Spezialorganisationen einnehmen. Am Jahresende 1973, genau 925 Tage nach dem Parteitag, war unser Land von 100 Staaten diplomatisch anerkannt. 550 Tage dauerte es von der Erklärung des Parteitages, die DDR trete für normale, völkerrechtliche Beziehungen zur imperialistischen BRD ein, bis zum Abschluß des Grundlagenvtrages. Und schon nach 76 Tagen wurde das Vierseitige Abkommen über Westberlin unter-

zeichnet, dessen Zustandekommen die DDR aktiv gefördert und wozu sie mit eigenen Initiativen beigetragen hatte.

Kühn und realistisch waren die Beschlüsse des VIII. Parteitages also auch in dieser Hinsicht gewesen.

Jedoch, in der „Werner-Seelenbinder-Halle“ war auch offen gesagt worden, daß es gelte, wachsamer denn je zu sein und die sozialistische Landesverteidigung zu vervollkommen. Dazu gab es manche Frage. Eine wurde mir später von einer Soldatenfrau gestellt: Warum ich unter „Was ist Sache?“ soviel über Gefechtsbereitschaft schriebe und „nicht mehr über Frieden und Entspannung“.

Ich antwortete an gleicher Stelle. „Natürlich macht mich die sich abzeichnende Wende zur Entspannung ebenso froh wie Sie. Und jedem von uns, die Soldaten nicht ausgenommen, behagt das Klima friedlicher Koexistenz zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung. Weil

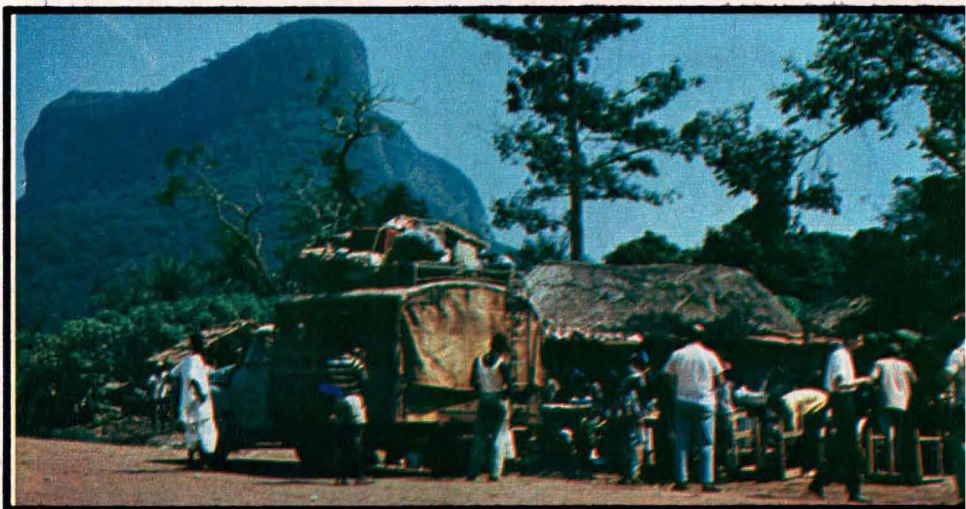
es letztlich allen gut bekommt. Eben deswegen hat es der Sozialismus seit Lenin zielgerade angestrebt und durch harten Klassenkampf in eben dieser Richtung verändert. . . Aber wir Kommunisten sind keine Phantasten. Folglich bauen wir nicht auf allgemeine Friedensappelle, sondern auf Aktionen zur Eindämmung und Beseitigung der Kriegsgefahr. Friedensliebe und Verteidigungsbereitschaft sind bei uns miteinander verschmolzen. . . Aus den (imperialistischen) Falken sind keine Friedenstauben geworden. Trotz lächelnder Gesichter auf diplomatischem Parkett gibt es nach wie vor erbitterten Klassenkampf, setzen unsere Feinde weiter auf die Ausrottung des Sozialismus, haben sie Krieg und Kriegsvorbereitung nicht in der Schublade ‚Bewältigte Vergangenheit‘ abgelegt. Nein, Frieden und Entspannung brauchen sicheren militärischen Schutz. Mit hoher Kampfkraft und erhöhter Gefechtsbereitschaft. Ohnedem würden wir leichtfertig verspielen, was wir in langem und auch opferreichem Kampf gewonnen haben.“

(Wird fortgesetzt)

Seit über 15 Jahren
helfen junge Arbeiter
und Wissenschaftler,
darunter auch viele
Reservisten der NVA,
jungen Nationalstaaten
beim Aufbau ihres Landes.
In Mali beispielsweise
in der Landwirtschaft,
in Algerien beim Häuserbau,
in Guinea
bei der Ausbildung
von Facharbeitern ...
Diplomaten im Blauhemd,
so werden die jungen Leute
aus der DDR von den
Einheimischen oft genannt.
Mit einer Delegation
des Zentralrates der FDJ
besuchte
Uwe-Grischa Klenner
drei afrikanische Staaten.
Außerhalb und innerhalb
des offiziellen Programms
sammelte er für AR

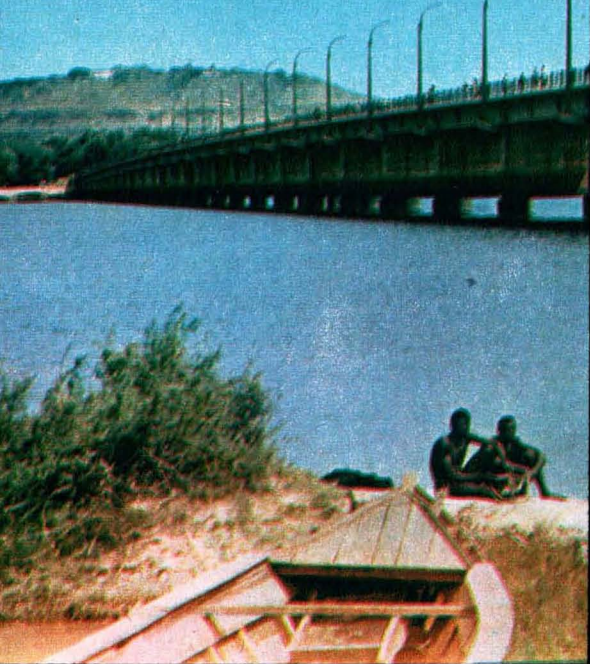


BILDER AUS



Jahrhundertlang wurden die Völker Guineas, Guinea-Bissaus und Malis von französischen bzw. portugiesischen Kolonialisten ausgebeutet. 1958 errang Guinea seine Unabhängigkeit, 1960 Mali, und 1974 verließen die letzten Portugiesen Guinea-Bissau. Die Länder begannen sich selbständig zu entwickeln, geschützt von ihren Streitkräften. Neues und Altes liegt heute noch dicht beieinander – beispielsweise die moderne Nigerbrücke in Mali und die traditionellen Webstühle auf dem Lande.





WESTAFRIKA



REPUBLIK GUINEA

Unsere erste Station: Conakry, die Hauptstadt des Landes. Auf den ersten Blick erscheint hier vieles anders als daheim: der Flugplatz, die Häuser an der Allee zum Stadtzentrum, sind kleiner, dann und wann stehen Ziegen auf der Straße... Die Einwohner aber sind schöne, stolze Menschen. Nationale Würde spricht aus ihren Worten und Bewegungen. Immerhin hatte Guinea sich schon 1958 nach langjährigem Kampf die politische Unabhängigkeit von der französischen Kolonialherrschaft ertrotzt. Frankreich reagierte auf diesen eindeutigen gesellschaftlichen Fortschritt auf imperialistische Manier: Binnen einer Woche zog es sämtliche Spezialisten, Maschinen, Materialien ab, erklärte den ökonomischen Boykott. Verreckt doch in eurer Selbständigkeit!

Für den uns begleitenden Diarso, Sekretär des guineischen Jugendverbandes, waren dies die entscheidenden Jahre seiner Kindheit und Jugend. „Nein, verreckt sind wir nicht, aber unsagbar schwer war dieser Anfang. Keine Technik, keine Kader, keine Erfahrung. Hätten nicht von der ersten Stunde an die sozialistischen Länder Hilfe erwiesen, vielleicht wäre es dem Imperialismus doch geglückt, uns in die Knie zu zwingen.“ Mit Unterstützung

sozialistischer Staaten jedoch wurden zahlreiche Betriebe errichtet, so eine Zement- und eine Zuckerfabrik, eine Druckerei, ein Schlachthof und ein Kühlhaus. Die Sowjetunion führte den Aufschluß eines Tagebaues für die Bauxitförderung aus, übernahm den Bau der für den Transport erforderlichen Eisenbahnlinie bis zum Überseehafen Conakry. 20 Kilometer sind es ungefähr vom Flugplatz bis zum Stadtzentrum. Auf dem grünen Mittelstreifen erheben sich in regelmäßigen Abständen Plakate mit Losungen. In der Regel Zitate aus Reden Sékou Touré, des Präsidenten Guineas. Nach der halbstündigen Autofahrt weiß man also, worauf die Regierung gegenwärtig orientiert: Produktion und Arbeitsproduktivität erhöhen, den noch brachliegenden Boden bearbeiten, das politische Bewußtsein des Volkes erhöhen! Eine mir im wesentlichen vertraute Problematik. Hier und da stutze ich beim Lesen eines Plakates. Beispielsweise: „Jeder Diebstahl ist ein Verrat an der Revolution!“ Eine offene, eine ehrliche Sprache.

Auffällig im Straßenbild Conakrys die zahlreichen Polizei- und Militärposten. Im Stadtzentrum bemerke ich auch abends regelmäßig Patrouillen. Dies sind noch Reste der notwendigen Sicherheitsmaßnahmen nach dem neokolonialistischen Putschversuch von 1970. Revolutio-

näre Wachsamkeit wird insbesondere seit jenen Ereignissen in Guinea groß geschrieben. Mit Erfolg, denn in- und ausländische Feinde des Volkes hatten seitdem keine Chance mehr.

Nächste Station ist Kankan, die zweitgrößte Stadt Guineas. Bereits seit 1971 arbeitet hier eine „Brigade der Freundschaft“. Diarso erzählt uns über sie eine Anekdote: „Bei einem Besuch des Staatspräsidenten Sékou Touré fiel in der gesamten Stadt der Strom aus. Die Rede des Präsidenten sollte jedoch per Lautsprecher übertragen werden. Die Freundschaftsbrigade wurde gebeten, mit ihrem Aggregat auszuhelfen. Kurz gesagt, schnell getan. Die Tribüne bekam ihren Strom. Sékou Touré stutze, als man ihm das Mikrofon reichte. Woher komme denn dieser Strom, wollte er vom Gouverneur wissen. Dieser, etwas überrascht, nur die Blauhemden im Hintergrund sehend, meinte: „Aus der DDR“. Später brachte der Präsident während eines Empfanges unsere Diplomaten nicht wenig in Verlegenheit, als er scherzhaft fragte, wie sich der Stromimport aus der DDR denn technisch realisiere.“ Im Gegensatz zu Conakry überwiegt in Kankan der ländliche Charakter. Typisch für den hier wohnenden



In der Republik Guinea nahmen 1966 die ersten FDJ-Brigaden ihre Tätigkeiten auf – inzwischen sind die Diplomaten im Blauhemd in 10 weiteren Ländern vertreten, tragen zum Aufbau dieser Länder bei. Fach- bzw. Hochschulabschluß auf technisch-pädagogischem Gebiet, berufspädagogische Erfahrungen, aktive gesellschaftliche Arbeit und natürlich Tropentauglichkeit sind die Voraussetzungen, um sich bei den FDJ-Bezirksleitungen als Brigadist zu bewerben.



Stamm der Malinkè sind die Rundhütten. Nach der hier verbreiteten Glaubenslehre ist noch die Vielweiberei gestattet. Allerdings muß der Ehemann jeder seiner Frauen eigenen Wohnsitz und Ernährung garantieren. Es bildet sich eine Großfamilie heraus. Wie mir Wolfram Seliger, der Leiter der Brigade der Freundschaft, erklärt, ist dies für die Lehrlingsausbildung von großer Bedeutung. Denn jährlich werden etwa 100 Berufsschüler aus dem ganzen Land nach Kankan delegiert. Wo sie aber unterbringen? Die Stadt verfügt über keinerlei Wohnheime, im Ausbildungsobjekt selbst können sie nicht wohnen. Die Großfamilie hilft. Zwar erwartet die Jugendlichen hier kein Komfort, aber sie haben ein Dach über dem Kopf, bekommen Essen. Und ich finde, auch aus diesem Grunde kann man die fachlichen Leistungen der guinesischen Berufsschüler nicht hoch genug einschätzen.

Ich schaue mir den Unterricht an: Baracken, in denen die Lehrlinge des 2. und 3. Ausbildungsjahres – ein Stück Papier neben sich – feilen, drehen, bohren, löten... Was mich beeindruckt: einige Lehrlinge, die zeitweilig mit der Ausbildung beauftragt wurden. Der Brigadier klärt mich auf: „Das ist unser Prinzip. Die Besten fördern wir auf diese Weise, beziehen sie aktiv in die Ausbildung ein. So schaffen wir

uns auf längere Sicht Nachwuchs, unsere Ablösung. Denn schließlich“, so meint er lächelnd, „können wir hier nicht bis zu unserer Rente bleiben.“

Hier lernte ich auch Nantenine kennen. Diese sich so unbeschwert gebende Zwanzigjährige ist die erste Elektrikerin Guineas. Eigens für sie wurde ein Frauenförderungsplan ausgearbeitet, und dieser half ihr, die Lehre erfolgreich zu beenden. Denn Nantenine wurde im 2. Lehrjahr Mutter. Sie blieb den Blauhemden auf ihre Weise treu, arbeitet heute als Assistentin in der Berufsausbildung und sorgt so dafür, daß sie keine Ausnahme bleibt. „Denn bei allem Fortschritt“, so sagt mir Nantenine, „viele alte Bräuche, Reste der mehr als hundertjährigen Kolonialherrschaft, wirken noch in den Köpfen. Die gut versorgte Ehefrau in der Hütte ist für viele mehr Ideal als die sich tagtäglich im Beruf beweisende Facharbeiterin.“

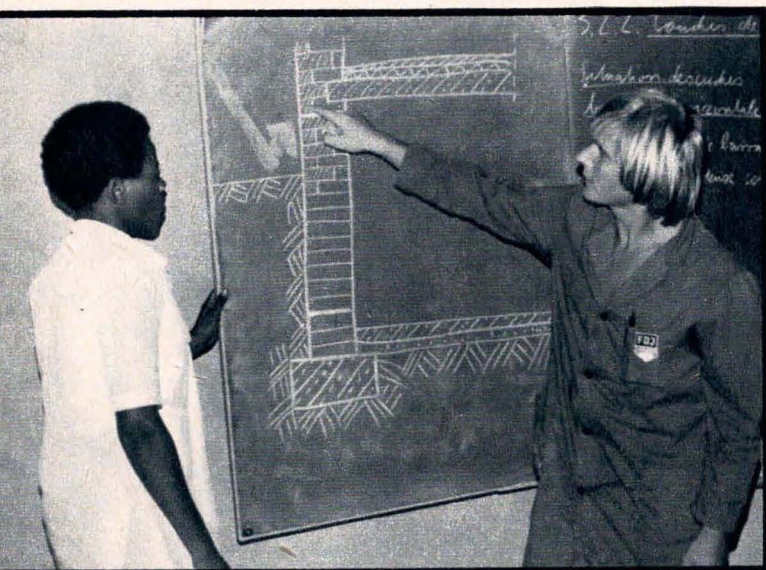
Was mir während meines Aufenthaltes in Guinea besonders auffiel: die herzliche Atmosphäre zwischen Lehrlingen und Ausbildern, zwischen Guinesen und FDJ-Mitgliedern. Immer wieder konnte ich feststellen – alles was Blauhemd trägt, also nach DDR aussieht, ist von vornherein geachtet.

REPUBLIK GUINEA-BISSAU

Die obligatorische Stadtrundfahrt. Wenn die drückende Hitze nicht wäre, könnte man es auch mit einem Spaziergang schaffen. Denn Bissau mit seinen 80000 Einwohnern ist noch überschaubar. Die Hauptstraßen sind gut asphaltiert, trotzdem kommen wir im Renault der Gastgeber kaum vorwärts. Die Autofahrer sind hier noch nicht Herren der Straße. Unbekümmert schlendern die Hauptstädter kreuz und quer über die Straßen, die Frauen mit Körben oder Tonschüsseln auf dem Kopf. Die Limousinen werden von ihnen als störend empfunden. Nur widerwillig macht man Platz, wenn das Hupen zu aufdringlich wird. Oliver, unser Begleiter, sieht mehr darin – eine Verbindung zur Geschichte seines Landes: „Bis vor wenigen Jahren fuhren in den PKWs nur Offiziere und Schmarotzer der Kolonialmacht. Kein Grund also für besonderen Respekt – weder vor Fahrzeugen noch vor deren Besitzern. Wir werden noch eine Zeitlang im Schrittempo fahren müssen.“ Mich stört das nicht, gewinne ich doch Zeit zum Betrachten der Umgebung.

Eine Perle, dieses Bissau. Straßen und Plätze sind sauber, die Parkanlagen wirken geschmackvoll und gepflegt – Ordnung ist eben kein Privileg der Kolonialherren. Es spricht auch für die junge afrikanische Nation, daß sie die Kulturdenkmäler portugiesischer Epoche nicht zerstört, sondern im Gegenteil mit den wenigen zur Verfügung stehenden Mitteln erhält. Während unseres Besuches wurde gerade die Restauration der Nationalbank abgeschlossen.

Die Außenbezirke liegen hinter uns. Wir gewinnen an Tempo. Zu beiden Seiten ziehen sich Plantagen hin. Angelegt wurden sie lange vor der Befreiung, die Besitzer sind größtenteils Weiße. Aber im Gegensatz zu vielen anderen Stützen der Kolonialgesellschaft leisteten sie produktive Arbeit, kultivierten das Land, legten selber Hand an. So zeigte sich die revolutionäre Macht ihnen gegenüber auch recht großzügig, sie wurden nicht enteignet. Allerdings müssen nunmehr alle Plantagenarbeiter



tarifgemäß entlohnt, ihre Arbeitsbedingungen verbessert werden. Dafür sorgen die Gewerkschaften. Wie mir Oliver erläutert, sind Dürren und die ihnen folgenden Hungersnöte noch immer eine ständige Geißel Guinea-Bissaus. Darum heißt die aktuelle revolutionäre Aufgabe: jeden Quadratmeter fruchtbaren Bodens nutzen, ihn bewirtschaften. Dabei kann und will man auch nicht auf die Erfahrungen der portugiesischen Pflanzler verzichten, im Interesse des Volkes, versteht sich.

Eine kurze Begegnung nur, aber tief gräbt sie sich in meine Reiseerinnerungen ein. Pedro, ein vierzigjähriger Invalide, ehemaliger Offizier der Befreiungsbewegung. Voller Stolz erzählt er, wie 1975 das imperialistische Portugal sich gezwungen sah, Guinea-Bissau die Unabhängigkeit zu gewähren. „Zwei Drittel des Landes hatten wir bereits 1973 unter Kontrolle“, sagt Pedro. „Da ließ es sich auch gut verhandeln.“ Voller Trauer berichtet er von der Ermordung Amílcar Cabrals im Jahre 1973. „Dieser große Sohn unserer Heimat wurde das Opfer einer heimtückischen kolonialistischen Verschwörung. Das Rad der Geschichte jedoch konnten sie nicht mehr zurückdrehen. Wir alle haben die Sache Cabrals zu der unsrigen gemacht. Der Verlust jedoch schmerzt noch immer jeden ehrlichen Patrioten.“ Heute trägt die in Guinea-Bissau tätige FDJ-Brigade den Namen Amílcar Cabrals. Er wurde ihr von der Regierung verliehen. Eine, so meine ich, wirklich hohe Anerkennung und Wertschätzung der Arbeit unserer Brigadisten.

REPUBLIK MALI

Was den Europäer in den afrikanischen Ländern immer wieder in den Bann zieht, das sind die Märkte. Hier offenbart sich handwerkliches Können und händlerischer Geist des Volkes. So auch in Bamako. Von den frühen Morgenstunden bis zum Abend bieten hier Tausende Kleinsthändler lautstark und mit unmißverständlicher Gestik ihre Waren an: von frischen Mangofrüchten bis zu formvollendeten goldenen Juwelierarbeiten. Hier scheint die Zeit still-

zustehen, auf jeden Kunden kommen wohl so zwei Verkäufer. Ausländer werden besonders heiß umschwärmt. Ein wahres Feuerwerk an Anpreisungen prasselt auf sie ein. Und was man auch kauft und wie lange man auch feilscht – der Händler macht dabei immer sein Geschäft.

Wenn ich Fataleh, den etwa 25jährigen Fahrer unserer Minidelegation frage: „Wohin am Abend?“, bekomme ich unweigerlich die stereotypische Antwort: „In's Kino.“ Genauso stereotyp lehnt Emul, mein Begleiter, die Aufforderung jedesmal ab. Doch beim dritten Mal tut mir Fataleh irgendwie leid. Ich sage zu. Es gibt nur wenige Kinos in der Hauptstadt. Fataleh kutschiert mich ins Zentrum. Der Preis pro Karte beträgt umgerechnet 2,50 Mark. Dafür bekommt man hintereinander gleich zwei Filme geboten. Heute steht eine alte Hollywood-Schnulze und ein japanischer Karatefilm auf dem Programm. Drei Stunden billiges Geschmuse und ein wildes Hickhack. Ich bin bedient. Aber die Augen meines Begleiters leuchten.

Für ihn ist das eine Traumwelt, die USA im Honigverschnitt: riesige Straßenkreuzer auf schnurgeraden Autobahnen, Whisky und Freiheit für jeden. Wolkenkratzer, neben denen sich Bamakos Häuser eben wie Hundehütten ausnehmen. . . . Vielen geht das ein wie das Evangelium.

In den darauffolgenden Tagen habe ich Gelegenheit, dem Gründungskongreß einer progressiven nationalen Jugendorganisation Malis beizuwohnen. Und ich verstehe nun sehr gut, weshalb so viele Delegierte gegen den westlichen Einfluß zu Felde ziehen. „Die profitorientierte imperialistische Vergnügungsindustrie“, so sagt ein Lehrer, „zielt auf die primitivsten Instinkte ihrer Kunden, erweckt Luxusbedürfnisse und falsche Lebensideale, die in unserem Staat keinen Platz haben!“

Ein ganz anderes Bild. Die V. Kunstbiennale Malis. Vor in- und ausländischen Gästen werden fast eine Woche lang die Kulturwerke des Landes – Vergangenes und Gegenwärtiges – präsentiert. Eine für mich sehr eigenartige Welt, die sich nicht beim ersten Blick erschließt. Da ist zum Beispiel die Dschungeloper, die mich fasziniert durch ihre Exotik. Da sind aber auch die malinesischen





Pioniere, die sich im Stadion der Hauptstadt in einer Matinee vorstellen. 250 Jungen und Mädchen in der fast gleichen Kleidung wie unsere Pioniere: weißes Hemd, rotes Halstuch. Noch haben die Kinder mit ihren Darbietungen nicht begonnen, doch schon verspüre ich für sie eine ungeheure Sympathie. Wie viele Hoffnungen auf eine menschenwürdige Welt, auf Frieden und Fortschrittschauen hier aus Hunderten Augenpaaren, wieviel Wille zur Veränderung, wieviel Bereitschaft, sich dafür ein- und unterzuordnen, wird offenbar. Da ertönt ein Pionierlied. Die Stimme des jungen Mali: Der Tag Afrikas ist angebrochen.

Welch schöne Hoffnung
wird nun wahr.

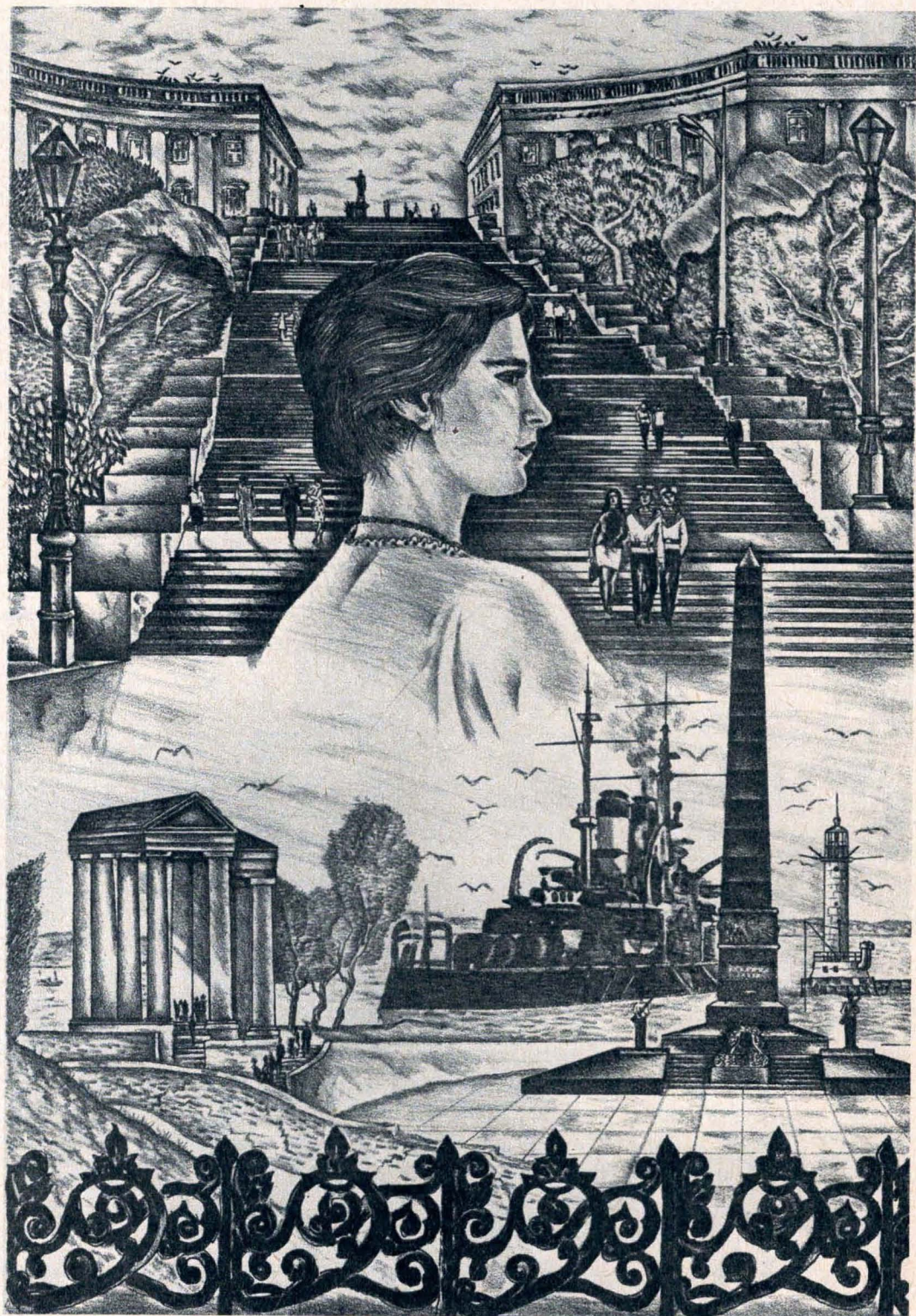
Wir schmieden deine Zukunft,
Afrika
und werden beide stark.

Die Stimmen heben sich hell und kraftvoll in das Rund. Wenn sie auch verklingen, etwas von diesem Enthusiasmus bleibt.

Fotos: Zentralbild (4), FDJ-Zentralrat-Archiv (11)



Bilder aus Westafrika: Stolz und freundlich sind die Frauen Malis; ein sowjetisches Handelsschiff im Hafen von Conakry, der Hauptstadt Guineas; ein typischer Termitenhügel, der zwei Meter und höher werden kann; Waschplatz an einem Fluß in Guinea; mit selbstgefertigten Netzen gehen Dorfbewohner Malis zum Fischen.



Wolfgang Liebert *Garnisonstadt Odessa, Lithographie*

120 Originalgrafiken (42 × 60 cm) können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 20 Mark.

Eine Studienreise des Potsdamer Künstlers Wolfgang Liebert führte im vergangenen Jahr nach Odessa, der sowjetischen Hafenstadt am Schwarzen Meer mit ihrem historischen revolutionären Geist und dem – maritimen Knotenpunkten eigenen – internationalen Fluidum. Hier erhoben sich 1905 die auf engstem Raum zusammengepferchten Matrosen des Panzerkreuzers „Potemkin“ gegen Drangsalierung und menschenunwürdige Verhältnisse. Es war die erste revolutionäre Massenaktion in der zaristischen Armee und Flotte. Sie wurde Auftakt und Vorläufer späterer revolutionärer Erhebungen auf der „Aurora“ 1917 vor dem damaligen Petrograd, der Matrosen von Cattaro und der Kieler Matrosen 1918.

Lieberts Grafik, die im Auftrag des Soldatenmagazins entstand und als Beitrag zur Waffenbrüderschaft verstanden werden will, ist eine Möglichkeit, dem Betrachter mit grafischen Mitteln diese historische Bedeutung einer Stadt nahezubringen. Dabei bilden die am Denkmal salutierenden Matrosen als Erben und Fortsetzer der revolutionären Ideen sowie die Silhouette des legendären Panzerkreuzers „Potemkin“ den inhaltlichen Schwerpunkt. In der durch mehrere Bildteile gebildeten Komposition assoziiert die Treppe sofort weitere historische Bezüge: Wir erinnern uns an eine andere Kunstgattung, an den epochemachenden Film Eisensteins, in dem die Treppe tragendes Gerüst für eine der beeindruckendsten Szenen ist. Die unterste Stufe der Treppe teilt die Bildfläche in zwei Hälften. Sie werden durch das groß ins Bild gesetzte Porträt eines jungen Mädchens wieder verbunden. Augen und Kinn unterstreichen die Strenge der Physiognomie. Die Herbheit der Tochter seiner Gastgeber in Odessa wird in der Darstellung des Künstlers zum individuellen Ausdrucksträger seines inhaltlichen Anliegens,

die opferreiche Vergangenheit dieser im Großen Vaterländischen Krieg leidgeprüften Stadt wach zu halten. In einer anderen Arbeit, die den „Opfern von Auschwitz gewidmet“ ist, hat Wolfgang Liebert die Konzentration einer inhaltlichen Aussage schon einmal in dem schmerz erfüllten, ganz in sich gekehrten Porträt einer Mutter in überzeugender Weise gestaltet. Das Odessaer Blatt nimmt neben seinem revolutionären Gehalt auch eine Reihe von Gegenständen und lebenden Wesen auf, die von der Schönheit der Stadt und dem in ihren Mauern heute pulsierenden Leben künden. Gibt das aus zwei Teilen bestehende Architekturensemble mit der Statue Richelieus (Gouverneur von Odessa Anfang des 19. Jahrhunderts) sowie das dem ganzen Blatt Halt und Abschluß gebende Ornament des Eisengitters aus der Puschkin-Zeit am unteren Bildrand etwas vom gebauten Glanz wieder, deuten figürliche Gestalten auf der Treppe und am Tempel auf die Menschen der Stadt, die vielen Angehörigen der sowjetischen Schwarzmeerflotte zugleich Heimat- und Garnisonstadt ist.

Wolfgang Liebert hat kurz nach der Rückkehr aus der Sowjetunion in einer Personalausstellung neben einer Anzahl Bilder größeren Formats der letzten Jahre eine Serie farblich brillanter Studien gezeigt. Sie geben eine Vielzahl von Eindrücken seines Aufenthaltes in Odessa wieder, gesehen mit den Augen eines jungen Malers und festgehalten mit dem ihm eigenen Talent, Stimmungen durch die Poesie seiner Farben auch anderen mitzuteilen. Das Schwarzweiß des hier abgebildeten Blatts verzichtet auf farbige Elemente. Es bietet dafür aber durch die druckgrafische Technik einer größeren Anzahl von Liebhabern seiner Kunst die Möglichkeit des eigenen Besitzes.

Ruth Pape

KALIBER 152



Eines der gelungensten Geschütze der sowjetischen Artillerie war die Haubitze M43 aus dem Konstruktionsbüro Petrow. Die Front brauchte für die bevorstehenden großangelegten Operationen der Armeen neue starke Artilleriesysteme. Ende 1942 unternahmen die Konstrukteure die fast unlösbare Aufgabe, ein schweres Kaliber auf eine leichte Lafette zu setzen, um ein wirkungsvolles Geschütz mit einfacher Produktionsweise zu schaffen. Es entstand die 152-mm-Haubitze auf der Lafette der „Hundertzweiundzwanziger“. In nur 18 Tagen konnten fünf neue Haubitzen fertiggestellt und zur Erprobung übergeben werden. Das war im Mai 1943. Die Angriffsoperationen der sowjetischen Truppen von Kursk bis zur Schlacht um Berlin konnten mit dem Wirkungsfeuer dieser schweren Waffen eingeleitet werden.

Ein Nachfolger der Haubitze M43 ist die Kanonenhaubitze D-20 unserer Artillerie. Die Ver-

wandtschaft ist nicht zu verkennen, wenn auch äußerliche Unterschiede vorhanden sind. Die Kanonenhaubitze Kaliber 152 mm ist ein Geschütz, das in der unteren Winkelgruppe schießt. Das bedeutet: Das Rohr hat eine Erhöhung bis zu 45 Grad. Bekämpft werden damit taktische Kernwaffeneinsatzmittel des Gegners, seine Artillerie und Funkmeßstationen, Truppen und Waffen in und außerhalb von Deckungen, Feldbefestigungen sowie gepanzerte Fahrzeuge und Führungsstellen. Die Kanonenhaubitze besteht aus fünf Baugruppen. Das sind das Rohr, der halbautomatische Verschuß, die Ober- und Unterlafette sowie der Zubehörsatz. Verschossen wird getrennte Munition, d. h. Granate und Kartusche werden nacheinander geladen. Geschossen wird mit Splitterspreng-, Panzer- und Hohlladungsgranaten.

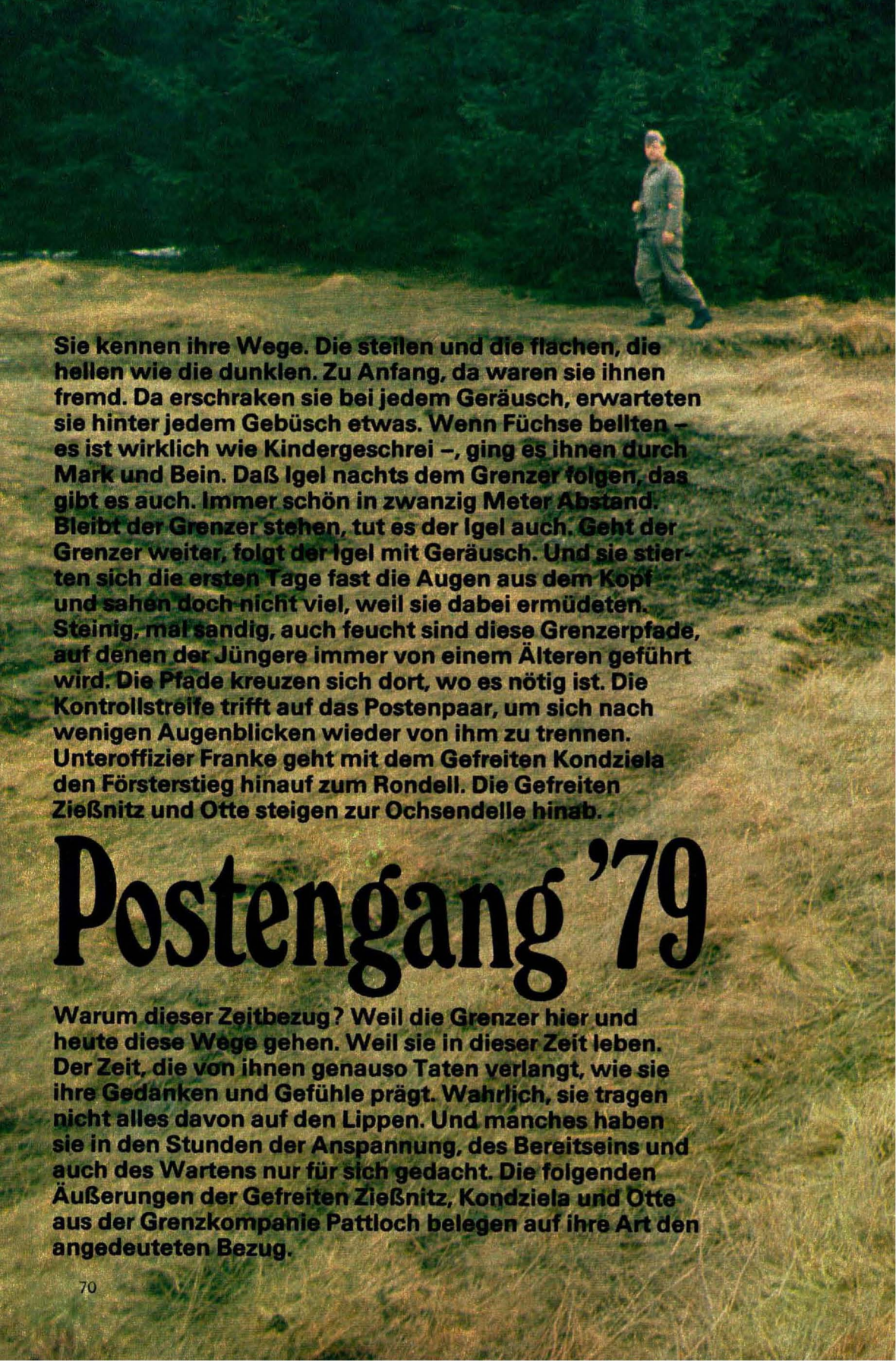
—e—

Fotos: Fröbus, Tessmer

Technische Daten:

Schußentfernung maximal	17 410 m
Länge des Rohres mit Mündungsbremse	5 195 mm
Länge des Rohres, gezogener Teil	3 467 mm
Länge des Ladungsraumes	773 mm
Anzahl der Züge	48
Länge des Rohrrücklaufs	
— normal	790 bis 930 mm
— maximal	950 mm
größter Erhöhungswinkel	45°
größter Neigungswinkel horizontaler	—5°
Schwenkbereich	± 29°
Höhe der Feuerlinie	1 220 mm
Masse in Marschlage	5 700 kg
Länge in Marschlage	8 690 mm
Breite in Marschlage	2 400 mm
Höhe in Marschlage bis Oberkante Schild	1 925 mm
Schußfolge	5 bis 6 Schuß/min
Marschgeschwindigkeit	
— auf guter Straße	60 km/h
— im Gelände	15 km/h





Sie kennen ihre Wege. Die steilen und die flachen, die hellen wie die dunklen. Zu Anfang, da waren sie ihnen fremd. Da erschrakten sie bei jedem Geräusch, erwarteten sie hinter jedem Gebüsch etwas. Wenn Füchse bellten – es ist wirklich wie Kindergeschrei –, ging es ihnen durch Mark und Bein. Daß Igel nachts dem Grenzer folgen, das gibt es auch. Immer schön in zwanzig Meter Abstand. Bleibt der Grenzer stehen, tut es der Igel auch. Geht der Grenzer weiter, folgt der Igel mit Geräusch. Und sie stierten sich die ersten Tage fast die Augen aus dem Kopf und sahen doch nicht viel, weil sie dabei ermüdeten. Steinig, mal sandig, auch feucht sind diese Grenzerpfade, auf denen der Jüngere immer von einem Älteren geführt wird. Die Pfade kreuzen sich dort, wo es nötig ist. Die Kontrollstreife trifft auf das Postenpaar, um sich nach wenigen Augenblicken wieder von ihm zu trennen. Unteroffizier Franke geht mit dem Gefreiten Kondziela den Försterstieg hinauf zum Rondell. Die Gefreiten Zießnitz und Otte steigen zur Ochsendelle hinab.

Postengang '79

Warum dieser Zeitbezug? Weil die Grenzer hier und heute diese Wege gehen. Weil sie in dieser Zeit leben. Der Zeit, die von ihnen genauso Taten verlangt, wie sie ihre Gedanken und Gefühle prägt. Wahrlich, sie tragen nicht alles davon auf den Lippen. Und manches haben sie in den Stunden der Anspannung, des Bereitseins und auch des Wartens nur für sich gedacht. Die folgenden Äußerungen der Gefreiten Zießnitz, Kondziela und Otte aus der Grenzkompagnie Pattloch belegen auf ihre Art den angedeuteten Bezug.



„Worüber gesprochen wird? Zu Anfang, da hat man als Postenführer alle Hände voll zu tun mit solch einem Neuen. Man muß ihn ins Gelände einweisen und auch in die Lage beim Gegner. Handle ich als Gruppenführer, gehe ich Streife. Da bleibt nur Zeit für das Dienstliche, denn ich muß den ganzen Abschnitt durch. Zeit bleibt schon auf den Posten. Da spricht man viel über zu Hause. Ist aber auch ganz verschieden. Einer fragt viel, ein anderer sagt wenig. Wenn man im Regen an einer Stelle sitzen muß und durch und durch naß ist, dann fragt sich eigentlich jeder: Warum sitze ich hier? Einfach die Frage, für wen tue ich es? Wer länger Grenzdienst geht, der grübelt nicht lange. Er hat schon genug gesehen und auch gehört. Die drüben kommen mit ganzen Schulklassen unmittelbar bis an die Staatsgrenze, um ihren Kindern den Kommunismus zu zeigen. Und wenn die dann neugierig in den Wald zu uns glotzen, wird ihnen über uns erzählt. Da sträuben sich einem die Haare. Sagen tun sie, unsere Kinder müßten schon während der Schulzeit arbeiten. In unseren Produk-

tionsbrigaden würden die SED-Mitglieder die anderen Arbeiter antreiben. Nur die dabei erfolgreichen SED-Mitglieder dürften im Urlaub ins Ausland fahren, bekämen Prämien oder gar ein Eigenheim. Und sie sagen ihnen dann immer zum Schluß, daß der Verbrecher Weinhold richtig gehandelt habe, als er zwei von unseren Genossen ermordete. Weil sie ihm sonst den Weg in die ‚Freiheit‘ versperrt hätten. Wissen die Kinder, was das für eine ‚Freiheit‘ ist, die man mit Mord erkaufte? Da begreift man bald, warum wir Tag und Nacht auf der Hut und auf den Beinen sein müssen. Was mir Kraft dazu gibt? Meine Frau und meine Pläne. Ich werde im Betrieb Meister. Der Betrieb hat mir den Vorschlag gemacht, ein

Haus zu bauen. Also ein Eigenheim, obwohl ich kein SED-Mitglied bin! Ich habe angenommen und freue mich. Ja, ich werde in einem ganz modernen Teilbetrieb unseres Kombines als Meister für BMSR-Technik arbeiten. Alles läuft da automatisch.“ Gruppenführer Gefreiter Walter Zießnitz ist nun bei seinem Thema: Zucker. Fast alle Genossen der Kompanie, die mit ihm draußen waren, wissen in etwa Bescheid. Da werden also die Rübenschnitzel gewogen und kommen in die Auslauganlage. Dampf wird hinzugegeben. Was danach rauskommt, ist der Rohsaft. Der wird gereinigt, Dünnsaft entsteht. Der wird bis zu einer bestimmten Konzentration eingedickt und verkocht. Kristalle bilden sich und in einer Zentrifuge werden sie als Zucker abgeschleudert. Alles das geht über eine Schaltwarte. Sie wiegt die Mengen, dosiert den Dampf, kontrolliert die Halbfabrikate mittels Elektronik, Hydraulik und Pneumatik, was eben soviel wie BMSR-Technik



Walter Zießnitz



Im Arbeitsbereich von Walter Zießnitz – der Schaltwarte. Rolf Mehner, BMSR-Mechaniker (links), und Ingenieur Wolfgang Grahmann (rechts), Abteilungsleiter für BMSR-Technik im VEB Zuckerkombinat „Unstrut-Helme“. Beide waren zugegen, als Walter vor der Einberufung seinen Werkzeugkasten zunagelte und sagte: „Ich komme hierher zurück.“ Keiner von beiden wunderte sich nur einen Augenblick darüber. Decken sich doch Walters Pläne, im Leben voranzukommen, mit denen des Kombinats. Wenn man ihn als Jungfacharbeiter an all die Millionenwerte heranließ, war das recht gemeinnützig gedacht. So wurden vorhandene Interessen bestärkt. Walters Meisterstudium war vom Betrieb beabsichtigt. Wenn es sein persönlicher Wunsch ist, um so besser. Der künftig anvertraute Meisterbereich wird ebenfalls ein Schritt voran in den Absichten des Kombinats sein. Walter könnte nach entsprechender Praxis die Erfahrungen für ein Ingenieurstudium erlangt haben. „Das ist Jugendpolitik in unserem Kombinat“, meint Ingenieur Grahmann, der einst Walters Lehrbeauftragter war. „Wir übertragen den jungen Facharbeitern viel Verantwortung. Wer seine Arbeit gut macht, wird anerkannt, egal wie alt er ist.“

heißt. Aber sie wissen von ihm auch, welches Vertrauen er als junger Facharbeiter in seinem Betrieb besitzt. Immer hätte er seine Schicht als BMSR-Mechaniker allein gefahren. Sie erleben in seinen Erzählungen das Glücksgefühl mit, wenn er bei Havarien sofort den Fehler gefunden hatte und die Produktion nicht anzuhalten brauchte. Eine Stunde Totalstillstand ergibt nämlich ein Minus von 20000 Mark. Denn Dampf geht verloren, Energie läuft ungenutzt weiter, die Löhne der Arbeiter müssen gezahlt werden, und in den Säcken fehlt auch noch der Zucker.

Manch einer der Kompanie hat es so oft gehört, daß er sich die große dunkle Halle vorstellen kann, das Rumpeln der -zig Meter langen Trommel hört, wo der Dampf auf die Rübenschnitzel trifft, und auch den Kontrast zwischen den groben mechanischen Einrichtungen und den feinnervigen Kontrollinstrumenten spürt, der sogar den Fachmann Zießnitz immer wieder zum Wundern anregt. Und wenn es ihnen vom Zucker zuviel ist, aber Walter dann sagt: „Ein Knopfdruck – ein Knopfdruck nur, ver-

steht ihr. Vor zwanzig Jahren noch war das schwere Handarbeit“, schlucken sie ihren Unwillen hinunter und sagen nichts. Denn der hängt an seiner Arbeit, an seinem Kombinat mit allem drum und dran. Das läßt er sich von keinem nehmen.

● ● ●

„Im Grenzdienst? Ach, da vergeht die Zeit schnell. Wir halten uns wirklich nur an einigen Stellen länger auf. Man kann das nicht vergleichen mit sonstiger Wache. Auf Grenzposten geht man zu zweit. Viel wird draußen getan zur Postenqualifizierung. Man muß es lernen, das Gelände ‚anzusprechen‘. Die Aufgaben des Sicherungspostens soll man kennen und wissen, wo etwa der Nachbarposten steht. Vor allem,



mit welchem man in dieser oder jener Situation gemeinsam handelt. Weiß man es bei einer Kontrolle nicht, bekommt es der Postenfürher ab. So sieht der schon zu, daß man nicht Löcher in die Luft guckt. Wenn aber Zeit ist, da gibt es kein Thema, das nicht angeschnitten wird.

Die ersten Tage hier draußen? Da war ich schon aufgeregt. Ich hatte immer das Gefühl, etwas wartet auf mich. Jedes Geräusch beachtete ich. Weiß man, ob nicht einer im Busch liegt? Im Wald sieht man ihn doch erst auf kurze Entfernung. Aber da waren ja die Postenfürher. Erfahrene Genossen, solche wie Walter Zießnitz. Die beruhigen einen schon.

Über was wir reden? Mit ihm über seine Zuckerfabrik? Doch, da kommen wir schon drauf. Wenn man hier an der Grenze steht, da überlegt man eine ganze Menge. Praktisch vollzieht eine Linie von Pfählen die Trennung in zwei Welten. Und man denkt weiter, daß an dieser Stelle alles das

Dietmar Kondziela



Der Magdeburger Einkaufsboulevard, die Karl-Marx-Straße. Die Stadt, in der Dietmar Kondziela lebt und sich mit seiner Familie wohlfühlt. Nicht alles kann man dem Bild ansehen, deshalb noch einige Ergänzungen, die sicher in Dietmars Empfindungen eingeschlossen sind. In Magdeburg wurde 1978 die 50000. Wohnung seit dem Neuaufbau der im Kriege schwer zerstörten Stadt übergeben. Von 1973 bis 1978 wurden 920 alte Wohnungen modernisiert. Bis 1980 wird das „Neustädter Feld“, ein weiterer Neubaukomplex, entstehen, in den besser als bisher die umliegende Landschaft einbezogen werden soll. Übrigens, die Stadt verfügt über eine Gesamtfläche von 6,7 Millionen m² Grünanlagen. Seit 1973 hat Magdeburg sieben neue Kinderkrippen und an die sechzig Jugendklubs eingerichtet. Das Antlitz der tausendjährigen Stadt prägen auch 2000 kulturhistorische Bauten und Einrichtungen. Offensichtlich fühlt sich gerade die Jugend in ihren Mauern wohl. Jeder sechste Bürger steht im Alter von 14–25 Jahren. Seit 1978 ist die Einwohnerzahl der Stadt um 2000 gewachsen, der größte Teil davon hat in ihren Mauern das Licht der Welt erblickt.



endet, womit man verwurzelt ist und sich dahinter alles ins Gegenteil kehrt. Hätte ich dort Arbeit und solche, die mir Spaß macht? Wäre meine Familie sozial sicher? So gesehen hat dann jeder seine Zuckerfabrik, an der er hängt, auch wenn Walter nicht dabei ist. Für mich ist sie der Schwermaschinenbau ‚Karl Liebknecht‘ und Magdeburg selbst.“ Gefreiter Dietmar Kondziela, Magdeburger aus Leidenschaft, obwohl im landschaftlich schönsten Teil des Harzes aufgewachsen, kommt dann ins Schwärmen. Mal erzählt er seinen Genossen vom

Neubaugebiet Nord, dort, wo er mit Frau Anette und Sohn René wohnt, mal geht er mit den Genossen in Gedanken die Karl-Marx-Straße, den Einkaufsboulevard Magdeburgs, entlang. „Dort hat man alles so praktisch beisammen.“ Er beschreibt ihnen auch die Stadt von der Elbe aus – Magdeburg hat schließlich den größten Binnenhafen der DDR – mit dem herrlichen Blick vom Ostufer auf die Stadtsilhouette. Gleich an der Elbe sei auch der Kulturpark. Nie vergißt er den Magdeburger Fußballclub, den 1. FCM, der gut sei, und „deshalb die

Magdeburger mehr Europacupsiehe als andere“. Und dann sein Schwermaschinenbau. Stockwerkhohe Schiffsdiesels würden sie dort bauen und ganze Chemieanlagen. Kaum einer könne ermes- sen, wie wichtig da eine gut funktionierende Elektroabteilung für die Instandhaltung der Produktionsmittel sei. Schon mit 22 Jahren wurde er Werkstatt- verantwortlicher, also „Chef für fünf Kollegen“ in dieser Betriebs- abteilung. Stolz ist er darauf, der Elektromonteur Kondziela, und er läßt es seine Genossen auch spü- ren, wenn er erzählt.

•••

„Ich wollte zur Grenze. Ja, schon bei der Musterung. Ich war also darauf eingestellt, während meines Studiums am Lehrerbildungsinstitut und auch dann an meiner Schule in Rottleben. Aber viel zu einfach waren meine Vorstellungen: Dienst und dann Ruhe, und nichts von Ausbildung und Gefechtstraining noch zwischen den Schichten. Wer mein Klassenfeind ist? Natürlich wußte ich es. Wie er mir entgegengetreten könnte? Nun, theoretisch erklären hätte ich's können. Wie man ihn hassen soll? Gehört hatte ich damals schon von Provokationen, ich meinte aber immer, es wäre doch mehr oder weniger Grenzerlatein. Daß ich zur Grenze wollte? Da war eigentlich auch die Liebe zum Wald und zur Natur. Ich bin kein Stadtmensch. Dann kam ich das erste Mal an den ‚Drei Buchen‘ vorbei. Dort standen



Gerd Otte

die vom Bundesgrenzschutz. Das ist dort so ein markanter Punkt. Da sind die einfach nicht zu übersehen. Das wollen die ja auch. Sie riefen zu uns 'rüber. Erst schmeichelten sie uns. Dann lockten sie. Da wir nicht reagierten, wurden sie ausfällig. Nannten die DDR ein Gefängnis. Zum Schluß drohten sie, mit uns Grenzern und allen Kommunisten abzurechnen, wenn

die Zeit gekommen sei. Da muß man ruhig bleiben. Wird doch nicht nur die eigene Person angegriffen. Schon dafür war das Maß voll. Schwer fällt es schon, soviel Disziplin aufzubringen und sich nicht provozieren zu lassen. Hängt es nicht auch von der Ruhe und Besonnenheit der Grenzer ab, wenn die Friedenspolitik der DDR glaubhaft ist?

In solch einer Situation lernt man hassen, nicht blind, sondern bewußt. Dann sahen wir die Bilder von der chinesischen Aggression in Vietnam, zerschossene Schulen, getötete Kinder. Es gibt ja keinen Zweifel mehr, daß dieser Überfall Ausdruck imperialistischer Politik ist. Das unbeugsame Vietnam sollte einen Denkkzettel bekommen und sich fügen. Hatte man uns an den ‚Drei Buchen‘ nicht auch mit einem Denkkzettel gedroht, wenn man die Zeit für gekommen halte? Immer wieder sprechen wir hier draußen über Vietnam. Vor allem über die standhaften vietnamesischen Grenzsoldaten. 3300 Mark hat unsere Kompanie für den Solidaritätsfonds gespendet. Genügt Geld allein? Können wir nicht jeden Augenblick in eine ähnliche Lage kommen? Die vietnamesischen Genossen haben den Grenzauftrag erfüllt, den ersten Schlag so lange aufzufangen, bis andere bewaffnete Kräfte in den Kampf eingreifen können. Der Grenzer hat keine andere Wahl. So gesehen, sollte man nicht mehr fragen: Noch Ausbildung und Gefechtstraining nach dem langen Grenzdienst?

Seine militärische Pflicht ordentlich erfüllen, ist das nicht auch bewußt hassen? Der Grenzer hat keine Sonderstellung. Er hat nur eine Verantwortung: Schutz des Hinterlandes. Und das ist für jeden auch etwas ganz persönliches. Die Frau, die Freundin, das Arbeitskollektiv, ja einfach die Verhältnisse, in denen er lebt. Meine Kinder sangen immer das Lied: ‚Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer...‘ Dies wird einem dann hier in dieser Konfrontation erst so recht bewußt.

Meine Kinder? Eigene habe ich noch nicht. Es sind die meiner

Schulklasse. Sie schreiben mir fleißig und ich antworte. Nie werde ich vergessen, wie sie mich in meinem ersten Wochenendausflug frühzeitig aus dem Bett klingelten. Zuerst guckten sie ganz entsetzt auf meine Haare. Dann trösteten sie mich mit der spontanen Verpflichtung: ‚Herr Otte, wir lassen uns alle die Haare kürzen, so lang brauchen die gar nicht sein, die wachsen ja immer wieder nach.‘

In einem der Briefe schildert der Gefreite Gerd Otte – sonst Lehrer für Deutsch, Mathematik und Sport – an die Klasse 5 der POS „Fritz Weineck“ in Rottleben seinen Dienst an der Grenze. Er führt die Kinder ein Stück auf den Wegen, die er gehen muß. Er läßt sie teilhaben an seinen Empfindungen und fordert auch Entscheidungen dazu heraus. Als des Lehrers Worte mit heller Stimme von Steffen Rumpf vorgelesen werden, ist es still in der Runde. Selten mag es in einem besetzten Indianerdorf so ruhig zugehen. Als Steffen zu Ende gelesen hat, will jeder etwas los werden, was in dem gemeinsamen Antwortbrief enthalten sein soll. So, daß sie es nun endlich ernst nehmen wollen mit der Disziplin, sie jetzt viel lernen über die DDR und sie stolz auf ihn wären, weil er an der Grenze sei. Jens und Gabor wollen, daß Herr Otte von ihrem Wunsch erfahre, Offizier der NVA zu werden. Die Frage, ob er immer noch so kurze Haare habe, soll nicht vergessen werden. Und natürlich auch, wann er wieder mal in Urlaub käme.

Sicher liegt dieser Brief bereits im Spind des Gefreiten Otte, der ihn mit gleicher Sicherheit nicht nur einmal gelesen haben wird. „Es ist so, daß man als Lehrer die Kinder auf besondere Art liebt. Man hilft ihnen ja auf einem Stück ins Leben. Ich kenne ihre Eltern, und sehe wie sie an ihren Kindern hängen. Ich liebe meinen Beruf. Der Kontakt zu meiner Schule gibt mir hier draußen auch Kraft, die man in mancher Situation sehr nötig hat.“

*Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer*

DIE TRANSIT- MASCHE

Fortsetzung von Seite 20

Traktor mit zwei Hängern voller Getreide. Die Gerstenmahd hatte begonnen. Dann brummte ein Dieselmotor, und ein Laster tauchte in der Kurve auf. Er verringerte die Geschwindigkeit, die Druckluftbremse zischte, und der LKW hielt. Im Fahrerhaus rührte sich nichts.

Kalle ergriff den Campingbeutel, obenauf lagen seine besten Hemden. Es war nicht einfach gewesen, sie von Evi unbemerkt aus dem Schrank zu holen. Kalle trat aus der Schonung auf die Straße hinaus. Er war jetzt ganz ruhig. Die rechte Tür des Fahrerhauses wurde geöffnet, und der Beifahrer beugte sich heraus. „Geht's hier zur Burg Hohenfels?“

„Kenne ich nicht!“ rief Kalle zurück. „Aber 'ne Ruine von einer Wassermühle gibt's hier!“ Das war die Losung.

Der Beifahrer sprang herab. Auf der anderen Seite stieg der Fahrer aus, ein junger Spund, sah Kalle. Der öffnete die Motorhaube und machte sich darunter zu schaffen.

„Wo sind die andern?“ fragte der Mann mit den engstehenden Augen.

„Meine Alte hat kalte Füße gekriegt“, behauptete Kalle salopp und tat zerknirscht.

„Mist, verdammter“, fuhr sein Gegenüber auf, „hoffentlich haut sie uns nicht in die Pfanne!“ Er sah besorgt umher und rief seinem Kumpel zu, der eine Panne markierte: „Hast du gehört? Eene müde Figur! Der lohnt den Uffwand jar nich!“

„Na schön, vergessen wir's, habe ich ihr gesagt“, versicherte Kalle, „und bin klammheimlich verduftet!“

Der Beifahrer musterte ihn kopfschüttelnd. „Mann, bist du 'ne Marke. Los, rin!“ Er zeigte zum Fahrerhaus.

Kalle stieg ein, und der andere folgte ihm. Er räumte Decken und eine Matratze aus der Schlafkoje. Dabei schimpfte er, daß ihnen nun drei Kopfsprämien flöten gingen. Die blinde Kabine war für vier Personen berechnet.

Bevor Kalle Brinkmann einstieg, hatte er gesehen, daß der Büssing ein Kennzeichen des Bezirkes Erfurt besaß.

Unter der Matratze kam eine Klappe zum Vorschein, von einem Uneingeweihten schwer erkennbar. Kalle zwängte sich durch die Öffnung, dann wurde sein Campingbeutel hinterhergeworfen. Die Klappe schlug zu, tiefe Finsternis umfing ihn.

In der nächsten halben Stunde sangen einige „Amseln“ auf ihren Funkfrequenzen, und der Büssinglaster fuhr keinen Kilometer mehr unbeobachtet. Er bog auf die Autobahn ein, und bald war auch wieder das Sicherungsfahrzeug hinter ihm.

Es war finster geworden, die Autos fuhren mit Beleuchtung. Der PKW hinter dem Büssing gab das Signal, und das DDR-Kennzeichen klappte hoch, darunter kam das Westberliner zum Vorschein. Das Sicherungsfahrzeug signalisierte den Wechsel und überholte den Laster. Der Fahrer ahnte nicht, daß man ihn am Kontrollpunkt gebührend empfangen würde.

Im Büssing herrschte schlechte Stimmung. Statt vierhundert Mark Kopfsprämie blieben nur hundert zu teilen, aber das war es nicht allein. Otto äußerte Bedenken:

„Du, der schmeckt mir nich! Der war nich für'n Sechser uffjerecht. Wo gibst denn sowatt? Sein Nervenkostüm hätte doch flattern müssen!“

Der Schlaks zuckte die Schultern. Auch er war enttäuscht, daß schon alles vorbei war. Er hatte es sich aufregender vorgestellt. Was konnte denn nun noch passieren?

Von einem Rastplatz bog ein Koffer-LKW vor ihnen auf die Bahn ein. Zu beiden Seiten der Betonstrecke lagen jetzt abgeerntete Felder.

Vor ihnen leuchtete eine lange Reihe roter Schlußlichter, und gelbe Bremsleuchten blinkten. Die Autoschlange fuhr und hielt.

„Ein Unfall“, vermutete der Schlaks am Lenkrad und rauchte eine Zigarette an. Der Koffer-LKW hielt wenige Meter vor ihnen.

Plötzlich wurden beide Türen des Fahrerhauses aufgerissen, Fahrer und Beifahrer fühlten sich gepackt und herausbefördert. Eine befehlsgewohnte Stimme erklärte: „Ministerium für Staatssicherheit! Sie sind verhaftet!“

Zwei Handfesseln schnappten zu, dann fanden sich die Büssingfahrer auf den Rücksitzen eines Wolgas wieder. Und alles war das Werk von Sekunden.

„Die Katzen“, murmelte Otto.

Der Koffer-LKW bekam eine Schleppstange ans Heck, ein Mann sprang auf den Fahrerplatz des Büssings. Die Stange wurde befestigt, der Verkehrsstau löste sich auf, und der alte Laster rollte im Schlepp.

Die Vorgänge deutete Kalle Brinkmann durchaus richtig, und er spürte, daß die Aktion da draußen exakt ablief. Der Motor des Büssings blieb stumm, obwohl er knarrend und ächzend rollte.

Nach einiger Zeit hielt der LKW. Kalle hörte Geräusche. Die Klappe wurde geöffnet, und in dem Viereck erschien ein bekanntes Gesicht mit randloser Brille.

„Herzlich Willkommen in Westberlin!“ rief Oberleutnant Beck lachend und reichte ihm hilfreich seine Hand.

DEIN HERZ FÜR DEN HAFEN

Für die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgaben benötigt der Seehafen Rostock laufend männliche und weibliche Mitarbeiter über 18 Jahre.

Für den see- und landseitigen Umschlag

Hafenumschlagarbeiter

(nur männliche Bewerber)

Für Zählarbeiten

Ladungskontrolleure

(weibliche und männliche Bewerber)

Wir bieten:

- leistungsabhängige Entlohnung
- Schichtprämie
- Jahresend- und Treueprämie
- für Ledige Unterbringung in modernen Wohnheimen

Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf richten Sie an unsere Außenstellen.

**25 Rostock, Haus der Gewerkschaften,
Hermann-Duncker-Platz 1, PSF 188, Te.: 38 35 80**

1071 Berlin, Wichertstraße 47, Tel.: 4 49 78 89

701 Leipzig, Postfach 950, Tel.: 20 05 02

501 Erfurt, Kettenstraße 8, Tel.: 2 92 93

8023 Dresden, Rehfelder Straße 5, Tel.: 57 71 76



VEB KOMBINAT
SEEVERKEHR UND HAFENWIRTSCHAFT
-DEUTFRACHT/SEEREEDEREI-
ZENTRALES WERBEBÜRO DER HANDELSFLOTTE UND DER SEEHÄFEN



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau“
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Spenden für die Solidarität

...hieß es in unseren Aufrufen (AR 4/79 und 7/79). Damit beteiligten sich AR-Leser an der großen Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz, die am 31. August 1979 stattfindet. Inzwischen erreichten uns weitere Spenden: 5 runde und 5 ovale Prunkschilde, 10 Hellebarden, 10 Speiße und 5 historische Pistolen, allesamt originalgetreu nachgebildet (Gruppe Kossak des Zentralen Lehrlingswohnheimes von Buna), 1 kupfergetriebener Kerzenständer sowie Bücher des Militärverlages und diverse Abzeichen der NVA und der Sowjetarmee (Major M. Donath), Flugzeugmodelle der Typen MiG 17PF, B 534, La 7 und IL 10 (K. Socher, Hoyerswerda), 1 Wimpel (W. Wilinsky, Berlin), bulgarische Volkskunstarbeiten (J. Riese, Leipzig), 10 Bände Memoiren aus dem Militärverlag (H. Lehmann, Rostock), 7 Broschüren aus der Amateurreihe „electronica“ (Soldat K. Hertsch), 5 ältere Motor-, Flieger- und Marinekalender (Leutnant H. U. Senftleben), 1 großer Kognakschwenker vom 20. Jahrestag der NVA (M. Richter, Berlin), Olympia-Souvenirs aus Moskau (H. Brendel, Weißwasser), 1 Gläser-Garnitur vom 25. Jahrestag der Kampfgruppen (M. Krüger, Berlin), „Das große Radio-Bastelbuch“ (A. Schulz, Eggesin). Die Liste der Spender wird im nächsten Heft fortgesetzt.

Treuebeweis in der Liebe?

Ich bin jetzt eineinhalb Jahre verlobt. Mein Verlobter dient drei Jahre; zwölf Monate sind schon um. Ich habe ihn sehr gern und bin ihm immer treu. Aber wie kann ich es ihm beweisen, wenn er nicht da ist? Cornelia Leubold, Erfurt

Das ist hier die Frage, zu der wir mit Cornelia auf Leser- und Leserinnenantwort warten.

Treff an der OHS

Ein dickes Lob den Offizieren und Schülern der Offiziershochschule „Ernst Thälmann“, C2. Sie hatten keine Mühe gescheut, um für Eltern und andere Angehörige der Schüler einen Treff zu organisieren. Wir erfuhren zuerst Interessantes aus dem Ausbildungsprogramm und dem Lehrstoff für die Offizierschüler. Dem folgte ein gemütlicher Abend mit unseren Söhnen und deren Vorgesetzten. Wer ähnliches veranstaltet hat, weiß, wieviel Laufereien und welche Arbeit damit verbunden sind. Vielleicht lassen sich Offiziere anderer Kompanien auch so etwas Nettes einfallen. Dorothea Scholz, Derenburg

Antwort auf Kritik

Ich danke für Eure Zuschrift auf meine Kritik. Habe mich gefreut, daß Ihr sie so gewissenhaft beantwortet habt. Bin schon seit vielen Jahren eure treue Leserin. Die AR hilft mir besonders bei meiner politischen Arbeit mit Jugendlichen. Maria Prach, Freiberg

Viele Besucher

...haben sich im Armeemuseum Dresden schon die attraktive Sonderausstellung zum 30. Jahrestag der DDR angesehen. Unter dem Motto „Für den Schutz der Arbeiter- und Bauern-Macht“ können hier 280 historische Sachzeugen – Waffen, Ausrüstungsgegenstände, technische Anlagen und Dokumente – als Original, im Modell und auf Fotos besichtigt werden. Da steht neben dem schweren sowjetischen Maschinengewehr z.B. ein alter Fernschreiber oder das Scharfschützengewehr „Dragunow“. Im Vordergrund aber wird in Wort und Bild über die Menschen berichtet, die diese Technik meisterhaft führen. Dienstag und Mittwoch von 9 bis 19 Uhr sowie Donnerstag bis Sonntag von 9 bis 17 Uhr erwartet das Museum seine Gäste.



Und bei Krankheit?

Ich habe die EOS besucht und demnach vor meiner Armeezeit noch keinen Arbeitsvertrag mit einem Betrieb gehabt. Gegenwärtig liege ich im Krankenhaus, und es kann noch lange dauern, bis ich wieder richtig gesund bin. Nun habe ich aber schon einen Arbeitsvertrag für die Zeit nach meiner Entlassung. Was geschieht, wenn ich Ende Oktober entlassen werde, aber immer noch nicht arbeitsfähig bin? Gefreiter Rudi Track

Die Förderungsverordnung legt in § 6 (3) fest, daß die Betriebe die aus dem aktiven Wehrdienst Entlassenen auch dann einzustellen haben, wenn vorübergehende Arbeitsunfähigkeit besteht.

AR-Markt

Verkaufe „Die Geschichte des zweiten Weltkrieges“, Band 4 (45 Mark), „Motor-Jahr“ 1961 (10 Mark), „Flieger-Jahrbuch“ 1961 (12 Mark), „Flieger-Jahrbuch“ 1962 (12 Mark): J. Wähner, 9071 Kinst, Friedrich-Engels-Str. 260 – Verkäufe 150 AR-Ausgaben von 1959 bis 1979 zu je 0,30 M: O. Rothe, 110 Berlin, Trelleborg Str. 7 – Verkäufe 267 Armeemodelle M 1:87 (107 verschiedene), Liste anfordern: E. Lingner, 4405 Jeßnitz, Zimmerstr. 5 – Verkäufe AR-Jahrgänge 1970, 1974 bis 1976, 1978 und 1979 (ohne Typenblätter): M. Rittersdorf, 1136 Berlin, Rummelsburger Str. 25a – Suche AR von 1956 bis 1978: J. Wirth, 6851 Neundorf, Nr. 105 – Suche AR 1965 bis 1977: R. Langefeld, 27 Schwerin, Dorfstr. 33 – Suche AR 1967 bis 1970: J. Seidel, 6851 Neundorf, NVA-Block – Suche AR 10, 11, 12/75, 1, 3, 4 bis B, 11, 12/1976, 2, 6, 7, B, 11/1977, 1, 2, 6/1978: J. Wukler, 9533 Wilkau-Haßlau, Albert-Schweitzer-Ring 18 – Suche Typenblätter von Flugzeugen aus aller Welt: G. Kaumann, 6531 St. Gangloff, Waldstr. 10 – Suche Typenblätter von Kriegsschiffen und Marinekalender vor 1977: F. Wieland, 8036 Dresden, Vetschauer Str. 2 – Biete „Das große Flugzeugtypenbuch“, Marinekalender 1978 und Fliegerkalender 1979, suche Fliegerkalender von 1965, 1970, 1971, 1973 und 1978 sowie Marinekalender von 1979: L. M. Cukermanns, 233 000 Kaunas, Raguros 19–7, UdSSR.

Genosse Pieske gesucht

Von 1953 bis 1957 diente ich bei den bewaffneten Organen. Von Mai bis August des Jahres 1953 war mein Kommandeur Major Hannes Pieske. Er war mir immer ein guter Kamerad. Wo steckt Genosse Pieske jetzt? Wer kann mir Auskunft geben? Herbert Brunner, 7544 Vetschau, E.-Thälmann-Str. 1

Zwei Jahre Berlin – ein Nachteil?

Nach meinem dreijährigen Wehrdienst hatte ich mich verpflichtet, in der FDJ-Initiative Berlin zwei Jahre in unserer Hauptstadt tätig zu sein. Ich habe keinen Zweifel daran gelassen, daß ich nach dieser Zeit wieder in Schwerin arbeiten möchte. Allerdings soll mir dann nicht mehr die Armeezeit auf die Betriebszugehörigkeit angerechnet werden. Diese Regelung halte ich für den vorliegenden Fall nicht für richtig.

Hans-Peter Haack, Schwerin

Entsprechend § 50, Absatz 3 des Arbeitsgesetzbuches ist mit den in einen anderen Betrieb delegierten Werkträgern ein Delegierungs-Vertrag abzuschließen, in dem alle mit diesem Einsatz verbundenen Fragen rechtzeitig zu klären sind. Während dieser Zeit bleiben die Rechte und Pflichten aus dem Arbeitsrechtsverhältnis mit dem delegierenden Betrieb bestehen, somit auch die moralischen und materiellen Vergünstigungen, die sich aus der Anrechnung der Wehrdienstzeit ergeben.

Sei klug, leg' den Gurt an!

Ab 1. 1. 1980 wird für alle PKW-Fahrer und deren Beifahrer das Anlegen der Sicherheitsgurte Pflicht. Eigentlich kann ich mir nicht vorstellen, daß z. B. während eines Zusammenstoßes mit normaler Geschwindigkeit der Fahrer nicht auch ohne Gurt den Aufprall abfangen kann.

Walter Lingner, Berlin

Leider ist der Mensch dazu nicht in der Lage. Selbst ein sehr kräftiger Mann kann mit Armen und Beinen nur bis 15 km/h die Energien abfangen, die bei einem Frontalzusammenstoß entstehen. Bei 50 km/h wäre z. B. eine Haltekraft notwendig, die dem Vierzigfachen des Körpergewichtes entspricht. Anders dargestellt: Ein Aufprall mit dieser Geschwindigkeit ist für den Fahrer so, als ob er kopfüber aus dem 3. Stock eines Hauses stürzt.



ar

Wechsel auf das Leben...

...ist der Titel einer Reportage über den Fallschirm- und Rettungsdienst. AR-Reporter besuchten Meteorologen der Tschechoslowakischen Volksarmee, den Zittauer Gebirgslauf und ein Kampfkollektiv der Luftverteidigung. Im militärtechnischen Beitrag werden die schweren Granatwerfer der Sowjetarmee vorgestellt. Sie sind außerdem mit Fotoreporter Manfred Uhlenhut „unterwegs“ und lernen einige Ergebnisse seiner Arbeit kennen. Sie erfahren etwas über die neue Ausgangsuniform für Soldaten, über eine sowjetische Militärärztin und über Paraden unserer Volksarmee. Es fehlen auch nicht die Erzählungen, Mini-Magazin, Bildkunst, Humor und anderes mehr.

9

Bis zu welchem Alter

...kann man zum Grundwehrdienst einberufen werden?
Gerhard Wagler, Eisenach

Nach § 22 des Wehrpflichtgesetzes bis zum 31. Dezember des Jahres, in dem der Wehrpflichtige das 26. Lebensjahr vollendet.

Doppelname

Wenn man heiratet, muß man sich über den gemeinsamen Familiennamen einigen. Ist es für den, der seinen Namen aufgibt, möglich, einen Doppelnamen zu tragen?
Stabsgefreiter H. Riegs

Das Personenstandsrecht räumt diese Möglichkeit in begründeten Fällen ein. Dazu ist es nötig, einen entsprechenden Antrag an die Abtei-

lung Inneres des Rates des Kreises einzureichen, in dem die Eheschließung stattfinden soll. Ihm wird entsprochen, wenn der betreffende Ehepartner unter seinem bisherigen Namen durch bedeutende Leistungen hervorgetreten ist oder wenn der Name besonders angesehener Eltern, zum Beispiel antifaschistischer Widerstandskämpfer, weitergeführt werden soll. Jedoch trägt nur der Antragsteller den Doppelnamen, nicht aber der Ehepartner und die Kinder.

Im Maiheft

...habe ich mit besonderem Interesse den Artikel über die chinesische Armee gelesen. Das waren die ersten konkreten Informationen, die ich fand.

Harry Tänzer, Lübz

Das „Duell mit dem Flugzeug“ hat mich stark beeindruckt. Ich glaube dem Soldaten Peter Näcke, daß man schon verdammt ranklotzen muß, um Fla-Raketenschütze zu werden.
Jens Klawitter, Neuenhagen

Als erstes suche ich immer nach der aktuellen Umfrage. Auch diesmal gab es eine interessante und sehr wichtige Frage, die zur Diskussion stand. Denn wer braucht in Sachen Liebe und Ehe nicht mal einen Rat oder auch die Hilfe anderer, in diesem Fall der Vorgesetzten?
Gunhild Weiß, Bergen

Was ist „angemessen“?

Ich hatte mir eine Uhr gekauft. Daran funktionierte die Datumsanzeige nicht, was ich natürlich nicht sofort bemerken konnte. Ich gab die Uhr zur Nachbesserung zurück. Die Verkäuferin erklärte mir, daß das etwa eine Woche dauern würde. Mir erscheint das zu lange.
Unteroffizier Detlef Sieler

Die Nachbesserung muß in einer angemessenen Zeit erfolgen. Für Uhren sind dafür in der Reklamationsverordnung vom 27. 12. 1976 bis zu 21 Tage vorgesehen, so daß die Verkäuferin im Recht war.



Erbost

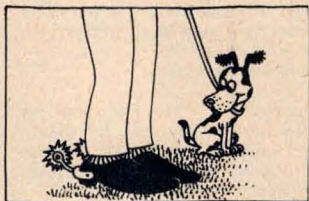
Ich denke, mich streift ein Elch! Die Moralauffassungen, die der Soldat Uwe Werns (AR 5/79, Seite 28) da losgelassen hat, sind wirklich das Allerletzte.
Gundula Kühn, Berlin

Eigen, aber solide

Ist es mir gestattet, zur Ausgangsuniform schwarze Lackschuhe zu tragen?

Feldwebel Klaus-Jürgen Möller

Sofern diese Fußbekleidung keine Verzierungen besitzt und damit der Bekleidungsvorschrift widerspräche, ist dagegen nichts einzuwenden.



Noch einmal Nachbrenner

Im Heft 2/79 beantwortet Ihr eine Leserfrage nach einem „Nachbrenner“. Ihr gabt zwar eine präzise Antwort, aber leider nur einseitig. Denn in Cottbus gibt es noch „Die Nachbrenner“ – das Kabarett des Hauses der NVA. Und zwar seit 1971. Drei Männer und zwei Frauen bringen unseren Armeeingehörigen eine aktuell-satirische Lachbelehrung zu Gehör und hoffentlich zu Gehirn. Anliegen ist es, für Langeweile, Schematismus und Formalismus in der Zeit zwischen Frühsport und Zapfenstreich keinen Platz zu lassen. Derzeit heißt das Programm „Raus-treten zum Frühsport(r)t(1)“, der Kampfauftrag „Satire“! Meistens findet das Kabarett eine gute Unterstützung in den Dienststellen. Aber es kommt auch vor, daß sich einige scheuen, es zu ihren Soldaten zu lassen. Wo, wenn nicht vor unseren Soldaten, sollen wir dann auftreten? Vom 29. 9. bis 7. 10. 1979 werden „Die Nachbrenner“ mit der „V. Volkskunstparade der LSK/LV“ u. a. in Kamenz, Bad Dübau, Merseburg und Wünsdorf unterwegs sein.
Claudia Kranzig, Cottbus

Dienstgradumbenennung

Ich bin bei der Bereitschaftspolizei. Welchen militärischen Dienstgrad erhalte ich nach meiner Versetzung in die Reserve?

VP-Unterwachtmeister A. Biller

Ihr derzeitiger Dienstgrad entspricht dem eines Gefreiten. Die weiteren Einstufungen sind: Wachtmeister = Stabsgefreiter, Oberwachtmeister = Unteroffizier, Hauptwachtmeister = Feldwebel, Meister = Oberfeldwebel, Obermeister = Stabsfeldwebel.

Vielen Dank!

Auf einer Fahrt nach Tiefenort am 22. 4. dieses Jahres verloren wir dort die Handtasche. Dank einiger ehrlicher Soldaten ist sie inzwischen wieder in unserem Besitz.
Jürgen Köhler, Leinefelde

Berichtigung

In unserem Preisausschreiben (AR 6/79) ist uns leider ein bedauerlicher Fehler unterlaufen. Entsprechend dem Gesetz zur Ergänzung und Änderung der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik aus dem Jahre 1974 werden die Abgeordneten der Volkskammer auf die Dauer von 5 Jahren gewählt. Alle Antworten auf die Frage 4 haben wir als richtig gewertet.

Sammlerleidenschaft

Ich verehere in Sigmund Jähn sowohl den ersten Kosmonauten unseres Landes als auch den Philatelisten. Auf dieser Basis korrespondiere ich mit ihm. Da ich eine umfangreiche Sammlung über ihn aufbauen will, suche ich Partner und Freunde, die ähnliches vorhaben und mit mir Material und Gedanken austauschen wollen.

Egon Lehmann, 784 Senftenberg, Kellermannstr. 5

Es ist wahr!

Der Artikel in der AR 4/79 „Der Bautzener Einstand des Soldaten Jähn“ hat in mir die letzten Zweifel beseitigt, daß ich vor nunmehr 24 Jahren in der Gruppe unseres ersten Kosmonauten die ersten Schritte im militärischen Leben getan habe. Oberleutnant Ballentin frischte in seinem Artikel Erinnerun-



gen auf, die ich in meinem Leben nicht missen möchte. Herzlichen Dank für diesen Artikel. Er erhält bei mir einen Ehrenplatz.

Leutnant d. R. Erhard Marx, Wilthen

Ungeduld

Mit Ungeduld und Spannung erwarte ich immer das „Mini-Magazin“. Schade, daß es so selten kommt.
Unterfeldwebel Arno Breitfeldt

Normfrage

In der AR ist des öfteren von Normen in der militärischen Ausbildung die Rede. Ich kann mir wenig darunter vorstellen. Können Sie nicht mal ein Beispiel bringen?
Holger Sowanik, Bitterfeld

Die Gefechtsnormen legen fest, in welcher Zeit bestimmte Tätigkeiten und Aufgaben zu erfüllen sind. Drei Beispiele: So ist für den Bau einer Schützenmulde zum Führen von Frontalfeuer eine Normzeit von 30 min., für ein Schützenloch zum Schießen im Stehen von 1,5 Std. oder für eine Stellung für drei Schützen eine Normzeit von 3,5 Std. vorgesehen. Abweichungen nach oben werden im Ausbildungsprozeß niedriger benotet.



Soldatenpost

...wünschen sich: Siglinde Elsel (21), 925 Mittweida, Schillingstr. 3 – Ute Mühl (20), 4101 Holleben, Thälmannstr. 60 – Cornelia Sittig (17), 409 Halle, Block 835/6 – Monika und Angela Becker (20), 402 Halle, Brandbergweg 23, SWH Zi. 245 – Nicola Budich, 7533 Wellzow, Steinweg 5 – Steffi Pempe (17), 9527 Thurm, Hauptstr. 55 – Evelyn Leidel (18), 900 Karl-Marx-Stadt, Platz des 8. Mai 1 – Martina Mahnke (18), 25 Rostock, H.-v.-Kleist-Weg 20 – Christiane Mattheis (18), 172 Ludwigsfelde, Weinertstr. 27 – Heidi Borck (26, 1 Kind), 172 Ludwigsfelde, Alb.-Tanneur-Str. 16 – Karin Grey (24, fünfjährige Tochter), 437 Köthen, postlagernd – Martina und Marianne Wulf (21 und 18), 2301 Pantelitz, Ausbau I, Nr. 7 – Kerstin Schubert (24), 4854 Lützen, Dr.-Voigt-Str. 17 – Rita Neumann (24), 8029 Dresden, Sachsdoerfer Str. 1 – Sabine Neumann (21), 8053 Dresden, Justinenstr. 1 – Juliane Handke (17) und Marlies Teske (17), 1241 Heinersdorf, BBS-Internat Zi. 126 – Silvia Pajor (23, 1 Tochter), 172 Ludwigsfelde, Potsdamer Str. 100 – Sybille Müller (26), 1199 Berlin, O.-Franke-Str. 36 – Iris Anders (18), 102 Berlin, Liebknechtstr. 11 – Annett Neubert (18), 701 Leipzig, Ferdinand-Rhode-Str. 10 – Gisela Weinhold (20), 705 Leipzig, Riesauer Str. 53 – Sylvia Eilenberg (18).

77 Hoyerswerda, R.-Seiffert-Str. 12 – Birgit Schwella (17), 7521 Turnow, Schulstraße – Ilona Kontofski (20), 703 Leipzig, Kästnerstr. 43 – Sylvia Lorenz (20), 8045 Dresden, Berthold-Haupt-Str. 32 – Iris Reuthe und Kerstin Rudolph, 84 Riesa, Liststr. 2 – Sabine Schmidt, 195 Neuruppin, Feldmannstr. 2 – Angelika Schuster (25, Sohn 3), 703 Leipzig, Meusdorfer Str. 3 – Kerstin Mannert und Petra Saalfeld (beide 17), 5105 Vieselbach, Bahnhofstr. 21c – Birgit Haase (21), 22 Greifswald, Makarenkostr. 40B, Wohnung 20 – Birgit und Manuela (beide 17), an: Manuela Graß, 1199 Berlin, Handjerystr. 20 – Irena Lorenz (17), 821 Freital II, Goetheplatz 7 – Karola Göbel (17), 821 Freital, Rudeltstr. 11 – Kerstin Brademann (19), 1631 Spremberg, Str. der Freundschaft 11b.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Elfi Hinze (24, 2 Kinder), 1071 Berlin, Isländische Str. 12 – Barbara Prütz (24), 1055 Berlin, Immanuelkirchstr. 26 – Elke Wulff (26), 205 Teterow, Thälmannstr. 36 – Ingrid Schlicht (22, mit Tochter), 77 Hoyerswerda, Löfflerstr. 19 – Bärbel Heuer (20), 232 Grimmen, Leningrader Str. 76 – Heide Voigtländer (25, vierjährige Tochter), 409 Halle, Bl. 693/8 – Heike Popel (18), 95 Zwickau, Goethestr. 24 wünscht sich Post von einem Unteroffiziersschüler und Ute Clemens (20), 8712 Eibau, Hauptstr. 128 von einem Offiziersschüler. Briefwechsel mit einem Bootsführer möchte Steffen Pötzsch, 7261 Borna, Neubaustr. 6.

Welches

... war das erste gemeinsame Manöver der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages, an dem die NVA teilgenommen hat? Matrose Uwe König

Das Manöver „Vitr“ vom 22. bis 27. 9. 1962, das unter Leitung des tschechoslowakischen Verteidigungsministers stattfand und an dem Truppen der tschechoslowakischen Volksarmee, der Sowjetarmee und der NVA teilnahmen.

Hilfe erbeten

Zur Zeit stelle ich eine Briefmarkensammlung über die Armeen der sozialistischen Staaten zusammen. Ein Teil ist auch der NVA gewidmet. Dafür suche ich nun geeignetes Material aus der Zeit der KVP und der Bildung der NVA, z. B. Briefumschläge mit dem Aufdruck oder dem Gummistempel KPP. Aber auch andere Dokumente aus der Zeit sind erwünscht. Wer kann mir helfen? Heinz Brecht, 6823 Bad Blankenburg, Straße des Aufbaues 8

BERUFSBILD



Offiziere für Führungsorgane

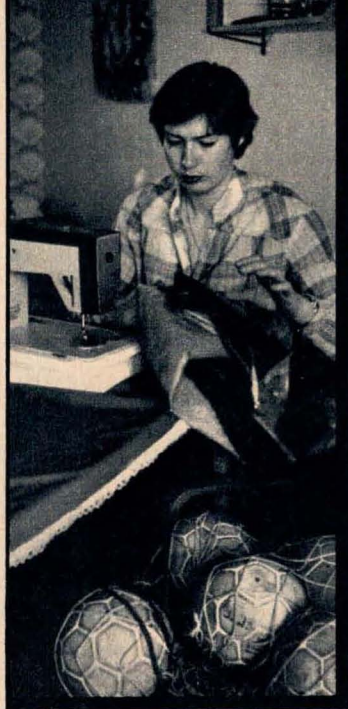
Alle Führungsebenen der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung sind mit automatisierten Führungs- und Leitsystemen und elektronischen Rechnern ausgerüstet. Sie gestatten es den Besatzungen, die Angaben über gegnerische Luftziele schnell zu übermitteln, die Gefechtsmöglichkeiten der Fla-Raketen, der Abfangjagdflugzeuge und der Funkmeßtechnik voll auszunutzen, das Zusammenwirken der Mittel der Luftverteidigung zu garantieren sowie notwendige Angaben für Gefechtsaktionen bereitzustellen. Vom Wissen und Können der hier tätigen Berufsoffiziere, von ihren politisch-moralischen Eigenschaften und ihrer Gewissenhaftigkeit hängen in entscheidendem Maße die Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der Einheiten ab. Bewerber für diese Laufbahn brauchen solche Charaktereigenschaften wie Mut, Entschlußfreudigkeit, Standhaftigkeit und Ausdauer. Aber auch gute mathematische und anwendungsbereite Sprachkenntnisse in Russisch sind gefragt. Vorteilhaft für die Ausbildung in diesem Profil sind Berufe wie Facharbeiter für Daten-

verarbeitung, Fernmeldemechaniker u. ä. Aber auch Jugendliche anderer Berufe können geeignet sein. Die Ausbildung erfolgt an der Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung „Franz Mehring“ in Kamenz. Sie umfaßt neben der gesellschaftswissenschaftlichen, allgemeinmilitärischen und physischen eine Spezialausbildung u. a. in solchen Fächern wie elektronische Datenverarbeitung, Gefechts-eigenschaften der Jagdflugzeuge, Fla-Raketen und Funkmeßstationen, Führung, Taktik der Bekämpfung von Luftzielen, Nachrichtentechnik und Nachrichtenbetriebsdienst. Der Absolvent der Offiziershochschule wird in der ersten Offiziersdienststellung als Richtungs-offizier, Steuermann oder Steuermann/Leitoffizier in einer Führungsstelle der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung eingesetzt. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreis-kommandos der NVA. Interessenten können auch über die AR ein Informationsmaterial erhalten.

Katrin

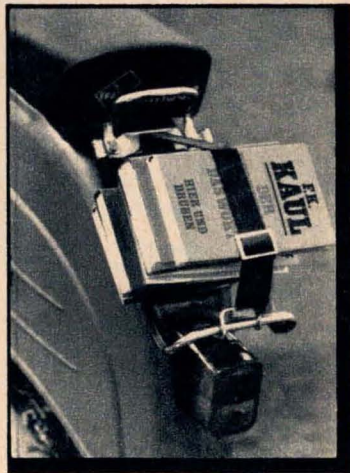


Auf ihrem funkelnagelneuen Moped zum Beispiel. „Schwalbe automatic“, 2,64 kW, knallrot. „Rot ist meine Lieblingsfarbe“, gesteht Katrin Krüger. Man sieht's: rote Pullis, rote Blusen, rotgemusterte Kleider. Das meiste selbstgeschneidert – früher auf Omas Tretmaschine, heute auf der „Elektrischen“. Das macht ihr mächtig Spaß, erspart aber neben mancher Mark auch manche Stunde langwierigen Suchens: „Ich hab' so meine Schwierigkeiten mit der Größe.“ Die g88 ist ihr zwar auf die Figur geschrieben, doch mit der Länge hapert's. Hosen von der Stange sind grundsätzlich zu kurz. Kein Wunder bei 1,82 m. Zur Zeit unseres Besuches wurde die Cordjacke fertig; ein Paar Jeans waren gerade in Arbeit. Zeit spielt schon eine wesentliche Rolle bei unserer Handball-Weltmeisterin vom ASK Vorwärts Frankfurt (Oder). Das Moped hat sie sich aus gutem Grund gekauft, denn in der Oderstadt gibt es



weite Wege. Vom Klub zur Ernst-Kamieth-Halle sind es allein schon vier Kilometer. Im Stadtzentrum landet man mit der „Schwalbe“ im Nu. Und im Sommer, an heißen Wochenenden, braucht man sich nicht in den heißen Bus zu quetschen, wenn es 'raus zum Helenensee geht. Training, Dienst und Jura-Studium wollen, gut durchdacht, unter einen Hut gebracht werden. Da verteilt Katrin ihre Bücher und Hefte sozusagen über den ganzen Tag. Früh vor dem Training der erste Blick hinein. Dann wird mittags manchmal, aber abends auf jeden Fall nach dem Rechten gesehen. Das im wahrsten Sinne dieses Wortes. Denn: Katrin Krüger will Rechtsanwältin werden, „bei einem Minitärgericht vielleicht“. Sie schmunzelt bei dem Gedanken, daß aus dem heutigen Feldwebel einmal eine Genossin Oberstleutnant Dr. Krüger werden könnte, die dann „in Sachen XY“ verhandelt. Katrin ist ehrgeizig. „Steckt sie sich ein Ziel, kämpft sie, bis sie es erreicht hat“, sagt ihr Trainer Udo Höller. Er muß es wissen, dirigierte er schließlich die junge ASK-Frauenmannschaft von Jahr zu Jahr auf bessere Oberligaplätze. Katrin Krüger, mit 135 Toren Tor-schützenkönigin der letzten Saison,

gibt Gas



hat großen Anteil daran. Vor zwei Jahren ging es ihr darum, sich mit auffälligen Leistungen für eine Position in der Nationalmannschaft anzubieten. Als sie das schaffte, rang sie um einen Stammplatz. Inzwischen wurde sie als Aufbauspielerin mehr als 40mal eingesetzt. „Das war nicht immer einfach“, urteilt die 20jährige freimütig. „Oft hatte ich Hemmungen, wenn ich neben den ‚Alten‘ stand.“ Mit den „Alten“ sind Weltklassehandballerinnen wie Waltraud Kretzschmar oder Christine Richter gemeint. Doch die hochaufgeschossene, mittelblonde Wahlfrankfurterin kämpfte sich durch. Wurde mit wechselnden Erfolgen in den Weltmeisterschaftsspielen des Vorjahrs eingesetzt und hatte schließlich Verdienst am großen Gesamterfolg. Die Goldmedaille ging noch lange Zeit danach von Hand zu Hand. So natürlich auch zu Hause in Basdorf. Dorthin fährt sie heute noch an Sonnabenden, wenn sie



nicht gerade auf Handballreisen ist. Mutter und Vater freuen sich darüber. Den Bruder sieht sie nicht so oft; er ist tot. Schütze. Daß die Eltern ihrer Tochter in vielerlei Hinsicht Vorbild waren, ist leicht auszumachen: Vater, heute Baustellenleiter, spielte Handball bei der Volkspolizei. Mutter ist als Oberrichterin tätig; beide tragen das Abzeichen der Arbeiterpartei. Im Frühjahr bat nun Katrin um Aufnahme als Kandidat. Ein besonderer Anlaß? Sie schüttelt den Kopf. Verweist auf Eltern und Trainer, auf Genossen in der unmittelbaren Umgebung, und bezeichnet den Schritt einfach als normal und folgerichtig. Den Handball warf sie zum erstenmal in der neu gegründeten Sektion in Basdorf. Damals war sie in der sechsten Klasse. Dann machte sie in der Bezirksauswahl auf sich aufmerksam. Als sie in die Kinder- und Jugendsportschule nach Frankfurt sollte, sträubte sie sich anfangs. So weit weg von zu Hause? Der frühere ASK-Cheftrainer Herbert Dittich und die Eltern redeten dem Mädchen zu. Auch Zukunftsmusik wurde angestimmt: Medaillen, Reisen... „Die erste Zeit fiel mir schwer“, gibt die junge Frau von heute unumwunden zu. In einem Internat

muß man sich unterordnen, sich auf andere einstellen. Da brachen plötzlich ungekannte Probleme auf. So mußte sie über Vorwürfe nachdenken, die sie als Egoistin hinstellten. Und sie wiederum ärgerte sich, daß Unstimmigkeiten nicht immer gleich offen an- und ausgesprochen wurden. Doch das hat sie längst alles bewältigt. Heute schätzt sie die ganze Truppe als „prima Meute“ ein, mit der sie gemeinsam auch gern mal Eis essen geht. Aber bitte – ohne Sahnel!

Man wundert sich wahrscheinlich, wenn sie sagt: „Ich muß auf meine Linie achten.“ Deshalb, weil die Mannschaftsärztin ausgerechnet hat, was die 1,82 m große und 82 kg schwere Nationalspielerin am Tage an Kalorien verbraucht: 5000 Kalorien! Ein Schreibtischarbeiter kommt da auf 2500, ein Holzfäller oder Bergmann überschreitet kaum die 4000. (Nun mag sich jeder ausrechnen, wieviel Joule das sind, vorausgesetzt, er kennt die Formel $1 \text{ cal} = 4,19 \text{ J}$.) Da wird wohl klar, wie kräftezehrend Training und Wettkämpfe im Handball-Leistungssport sind. Katrin wohnt im ASK-Heim mit Sonja, Bettina und Ardina in einem Zimmer (von einem eigenen träumt sie noch), geht mit der einen oder

anderen ins Hochhauscafé zur Disko („Dort ist es recht niveau-voll“), hört gern Beat, die Puhdys zum Beispiel, aber auch Beet-hovens „Fünfte“. Wir wollten sie und ihren Freund für ein „AR“-Bild auf das rote Moped setzen, doch da der „Richtige“ noch nicht gefunden war...

Sie steht mit ihren zwanzig Jahren bereits oft im Mittelpunkt, und man merkt es ihr an, daß ihr das nicht immer leicht fällt. Sie möchte manchmal lieber ihre Ruhe, und sie liebt Tage, die nach ordnendem Plan verlaufen. „Aber daran muß ich mich wohl nun gewöhnen“, sieht sie ein und meint die zusätzlichen Aufgaben, die mit der Popularität gekommen sind. Weltmeister sein verpflichtet, und das Handballeben hat erst richtig begonnen. Ihre ASK-Mannschaft möchte sich auf einem Medaillen-Oberligarang wiederfinden, in der Nationalauswahl warten Länderspiele auf sie. Und: Im nächsten Jahr sind Olympische Sommerspiele. Gib Gas, Katrin!

Text: Klaus Weidt

Fotos: Günter Bersch

Autogramm-Anschrift:
Katrin Krüger
12 Frankfurt (Oder)
PF 69949

Ein Unterfeldwebel wird König

Erstaunlich, wie weit es manch einer mit seiner „Beförderung“ bringen kann – und das sogar in der DDR, wo die Könige schon lange brotlos geworden sind.

Aber so ganz ausgestorben sind sie nun doch wieder nicht. Der Schauspieler zum Beispiel holt diese Figur aus der Vergangenheit, schlüpft in jene verstaubte Haut, um Kindern mit „Es war einmal . . .“ eine Freude zu bereiten. Solch eine Kinderfreude vermittelte Unterfeldwebel

der Reserve Hans-Joachim Rodewald.

25 Jahre alt. Student im dritten Studienjahr an der Theaterhochschule „Hans Otto“ in Leipzig.

Auf der Bühne, im Märchenspiel, war er ein böser König, während der NVA-Dienstzeit ein vorbildlicher Unteroffizier mit drei Bestenabzeichen am Uniformrock. Nun strebt er einem Beruf entgegen, der das Werk des Dichters, die Arbeit des Drehbuchautors, die Vorstellungen des Regisseurs zum Leben bringt. Zwischen Proben, Reitunterricht und Schminken war Zeit für ein Gespräch.



Hatten Sie schon vor der Armeezeit den Wunsch, Schauspieler zu werden?

Nein, ich wollte Elektrotechnik studieren. Aber zunächst verpflichtete ich mich, wie so viele andere, nach dem Abi als Unteroffizier auf Zeit. Ich wußte, daß ich mit diesen drei Jahren eine notwendige Pflicht erfülle, wollte einfach mehr geben. . .

Wann kam Ihnen denn die Schauspielerei in den Sinn?

Indirekt ist die Zeitung „Volksarmee“ dafür verantwortlich. Dort las ich eine Anzeige, daß die Theaterhochschule Leipzig Bewerber suche. Das ließ mich nicht los. . .

Aber zu solch einem ungewöhnlichen Berufswunsch kommt man doch nicht von ungefähr – nur durch eine Annonce in der Zeitung. . .

Das Theater faszinierte mich schon immer, und großen Spaß

hatte ich im Rollenspiel als Kind im Deutschunterricht. Bei „Des Kaisers neue Kleider“ durfte ich damals den Diener spielen, hatte Lacherfolge und ersten Beifall. Ich beneidete alle ein wenig, die auf der Bühne stehen durften, um so vielen Menschen Freude zu bringen.

Also war die Anzeige in der Zeitung nur auslösendes Moment?

Ja, aber gleich so, daß ich nach Leipzig zum Eignungstest fuhr. Viele, viele kamen, besonders Mädchen. Den Test bestand ich. Aber das verpflichtete noch zu nichts. Es war lediglich eine Voraussetzung, um für die Aufnahmeprüfung zugelassen zu werden.

Und dann bewarben Sie sich flugs?

So flugs nun auch wieder nicht. Überlegt habe ich schon noch eine Weile. Gefördert wurde



mein Entschluß noch ein bißchen durch die kulturelle Arbeit in meiner Dienststelle, einer Einheit des „Harro-Schulze-Boy-sen-Truppenteils“. Ich war im Klubrat, leitete die kleine Bibliothek und war Mitglied unserer Singegruppe. Schließlich bewarb ich mich zur Aufnahmeprüfung und erhielt auch bald einen Termin.

Wo und wie haben Sie sich darauf vorbereitet?

Eigentlich an einem ungewöhnlichen Ort, nämlich im Zentralen Armeelazarett Bad Saarow. Ich mußte sechs Wochen in einem Infektionszimmer liegen. Da paukte ich unter anderem die Szenen für die Aufnahmeprüfung. Etwas aus Goethes „Faust“, Sakowskis „Steine im Weg“ und die Rolle des Ossip aus Gogols „Revisor“. Das Krankenbett war meine Bühne – sehr zum Ergötzen der Krankenschwestern. Ihnen spielte ich mehrmals den hungrigen Ossip vor. Ein weiterer „Auftritt“ war dann vor meinen uniformierten Mitstreitern in der Kaserne. Sie waren ganz schön kritisch. Aber das half mir. . .

Und die Aufnahmeprüfung selbst?

Schlimm war für mich der Musiktest beim Leiter der Fachrichtung Musik, Herrn Pohle. Ich sang „Der Toilettenmann vom Antonplatz“ vor und mußte auf Trommeln bestimmte Rhythmen wiederholen. Der Lehrer machte ein bekümmertes Gesicht. Und dann kam das Gräßlichste: Ich sollte auf dem Klavier angeschlagene Töne nachsingen. Es war ein Jammer, denn viele gingen daneben. Ich wurde mit den Worten entlassen: „Sie werden in der Musik ganz schön zu kämpfen haben, falls Sie angenommen werden!“ Aber Sie waren doch in der NVA-Singegruppe. . . ?

Ach so, ja. Da hielt ich mich mit der eigenen Stimme sehr zurück.

Ich war mehr dramaturgischer Berater.

Was kam nach der Musik?

Da marschierte ich zum Bewegungstest, guten Mutes, denn im Sport war ich ja nicht schlecht. Drei Jahre aktiver Handballer. Doch weit gefehlt. Hier kam es auf anderes an: Geschmeidigkeit des Körpers, seine Gelenkigkeit, Sprintfähigkeit und Kraft wurden überprüft. Ich war verspannt. Die Übungen, wie sie hier verlangt wurden, gelangen mir nicht besonders. Sehr bedrückt ging ich zum Vorsprechen meiner Rollen. Dort wurde das Maß voll, als ich auch noch im Text hängen blieb und der Prüfende mit unbeweglichem Gesicht sagte: „Es reicht!“ Das Ende einer noch nicht begonnenen Theaterlaufbahn schien gekommen. . .

Erfuhren Sie gleich das Ergebnis der Prüfung?

Eben nicht. Zwei Monate spannten sie mich auf die Folter. Aber dann gab es die Überraschung. Unser Zugführer ließ den Zug antreten und übergab mir feierlich den Bescheid über meine Immatrikulation. Es war schön, wie sich meine Truppe mit mir freute.

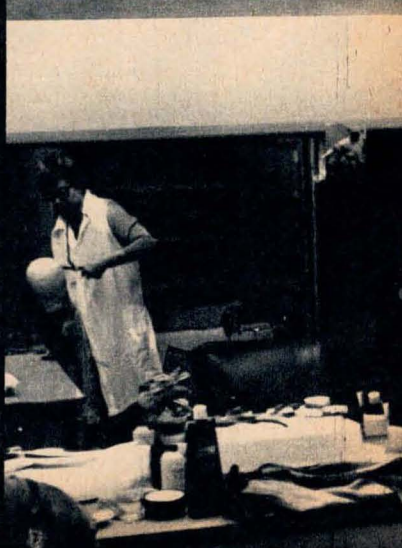
Als Sie von der NVA vorerst Abschied nahmen, eilten Sie das schnurstracks nach Leipzig?

Natürlich, es war doch höchste Zeit. Das erste Semester hatte schon begonnen und ich mußte „hinterherlaufen“. Doch an Disziplin durch die Truppe gewöhnt, hatte ich bald den Anschluß. Außerdem erhielt ich auch noch eine Patin aus der Studiengruppe, die mir auf die Sprünge half.

Mußten Sie sich sehr umstellen vom Nachrichten-Unterfeldwebel zum Studenten in Thalias Reich?

Sicher. Jetzt galt nicht mehr: Du mußt!, sondern: Du darfst. Und Improvisation wurde hier plötzlich zu einer Tugend großer Ordnung. Übrigens war ich sehr erstaunt, daß es auch an der Theaterhochschule keinen Achtstudententag gab, zumindest für Studenten.

Reitunterricht auf „Miniglück“ und Verwandlung in den Robert Helmer aus Ibsens „Nora“.





Im Tonstudio. Studentin Martina Block bei Sprechübungen. Selbstkontrolle ist dadurch möglich.

Der Bewegungsunterricht fordert viel Kraft. Körperbeherrschung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Schauspieler.

Chefmaskenbildner Peter Götz von den Bühnen der Stadt Magdeburg kann aus einem Gesicht viele Gesichter „zaubern...“



Also mehr saure Wochen als frohe Feste?

So kann man's sagen. Das betraf auch meinen Unterricht. In Philosophie, Politischer Ökonomie, Kulturpolitik, Ästhetik, Theater- und Kunstgeschichte hatte ich kaum Mühe, aber in der schauspielerischen Grundausbildung. Dazu gehören Sprechen, Bewegung, Musik, künstlerisches Wort, Akrobatik, Tanz, Pantomime und Fechten – also das Handwerkliche des künftigen Berufs.

Die Theaterfechtereie sieht mitunter ziemlich gefährlich aus. Kann da nichts passieren?

Der Sinn des Fechtunterrichts besteht ja gerade darin, es so zu lernen, damit man auf der Bühne ohne Blessuren davonkommt. Das erfordert große Disziplin. Man darf mit dem Degen nicht einfach wild herumfuchteln. Außerdem soll es echt und elegant aussehen. Im „Hamlet“ muß man neben dem langen sogar noch einen Kurzdegen handhaben. Das bekannteste Beispiel sind aber wohl die immer siegenden Musketiere. Ist man da in der Fechtereie ein lahmer Vogel, geht das Komödiantische garantiert in eine ungewollte Richtung.

Was muß ein ausgebildeter Schauspieler noch so alles können?

Singen, sprechen, weinen, lachen, tanzen, lieben, hassen, reiten, außerdem muß er körperlich durchtrainiert sein. Das Wichtigste: er sollte viel Phantasie haben, sich Menschen in ihrer Lebensweise vorstellen können.

Wie gelangen Sie zu diesen Erfahrungen?

Die Beobachtung und das Kennenlernen von Menschen ist dabei sehr wichtig. Ich bin stets neugierig auf ihre Handlungsmotive. Dazu bedarf es Lebenserfahrung, Beobachtungsgabe, und man sollte vor allem zuhören

können. Für all das war meine Armeezeit eine gute Schule. Hier lernte ich sehr unterschiedliche Menschen kennen, an die ich mich heute noch erinnere. Manche gute Tat, aber auch Fehlhandlungen von mir und von anderen erscheinen mir heute in einem neuen Licht. Ich bin gereifter.

Sie spielten den schon erwähnten Ossip, der sich vor Hunger zu krümmen hat. Haben Sie schon mal solch einen hungernen Menschen gesehen?

Nein, aber Filme und Beschreibungen in Romanen oder die mündliche Schilderung älterer Menschen, die viel Elend und Hunger in den Kriegsjahren erlebten, verbinden sich mit meiner Phantasie. Alles das sollte zur überzeugenden Darstellung eines äußerst hungrigen Menschen führen.

Sind Sie inzwischen auch zu einem sangesfreudigen Eleven geworden?

Jein! Mit Fleiß kann man aber viel erreichen. Durch Gitarrenspiel, das ich nebenbei ein wenig erlernte, schulte ich mein Gehör. Und im Chanson geht es so einigermaßen. Ein Gilbert Becaud werde ich gewiß nicht, doch für die Anforderungen an den Bühnen wird es reichen.

Was machen Sie am liebsten?

Mich in einer Rolle ausprobieren. Spaß macht mir, mich im Fechten, in der Akrobatik und in der Pantomime auszutoben. Neuerdings sitze ich auch noch zum Reitunterricht im Sattel. Auf der Bühne wird doch nicht geritten, denn auch der bekannte dringliche Ruf in „Richard der III.“: „Ein Königreich für ein Pferd!“ brachte kein solches auf die Theaterbretter. . . Fernsehen und Film fordern mitunter reitende Schauspieler, die kein Double brauchen.



Diplomlehrer für Bühnenfechten Hans-Eberhard Gäbel korrigiert eine Fechtscene, die Uta Töbermann und Matthias Hertig spielen.

Auf der Studiobühne Hans-Joachim Rodewald und Petra Seidel.

Pantomimenausbildung.





Auftritt auf der großen Bühne als Spartaner im „Frieden“ von Peter Hacks.

Tanz, Ballett, Bewegung, Bewegung... Studentin Petra Bulang.

Inwieweit darf man sich als Schauspieler mit seiner Rolle identifizieren?

Eine umstrittene Frage. Identifiziert man sich, dann wird der Darsteller meist von der Rolle „fortgetragen“. Beim „Heiratsantrag“ von Tschechow spielte ich während einer Etüde den Iwan Wassiljewitsch. Dabei habe ich meinen Körper nicht mehr „geführt“ und mir, weil mein Kopf heiß war, eine Wasserkaraffe und ein Glas so heftig dagegen geschlagen, daß ich eine gehörige Beule bekam. Das war nicht die Figur des Iwan, sondern ich war es selbst! Wir mußten immer wieder lernen und begreifen, daß eine Figur sich vom persönlichen Verhalten des Schauspielers wesentlich unterscheidet. Das bedeutet „Fremdverhalten“ zu entdecken – eben das Verhalten einer Figur, die sich von mir unterscheidet. Hier beginnt die Gestaltung, und darin besteht ein Teil des Schöpferischen und des Schwer-zu-machenden in diesem Beruf.

Viele Theaterleute sagen: Dem Wort ist erst einmal zu mißtrauen! Wie sehen Sie das?

Dieser Spruch bezieht sich aufs Schauspielerische, und ich würde dem auch folgen.

Aber wir verständigen uns doch durch die Sprache...

Schon, aber es gilt, den Text oder das Wort ständig nach seinem gestischen Aussagewert zu befragen, das heißt, man muß herausfinden, welche wirkliche Absicht mit dem geäußerten Text tatsächlich verfolgt wird. Die Beherrschung des Körpers, seines Einsatzes, ist eine der wesentlichsten Seiten künstlerischer Darstellung von Menschen. So muß ich beispielsweise einen Hauptfeldwebel, über das schlecht gebaute Innenleben eines Soldatenspindes ergrimmt, darstellen können, ohne ein einziges Wort dabei zu sprechen.

Sie erinnern sich wieder des Militärischen. Gäbe es gestaltungswerte Konflikte, die NVA betreffend?

Nun bin ich ein kleines Studentlein und möchte nicht anmaßend

sein. Aber ich finde, daß sich hinter dem Dienst in den Streitkräften viel Stoff für die dramatische Kunst verbirgt. Hier tritt vieles schärfer als in anderen Lebensbereichen hervor. Darstellenswertes gäbe es in Hülle und Fülle. Ich weiß nicht, warum bisher so wenig auf die Bühne kam. Darüber sollte aber wohl zunächst an anderer Stelle nachgedacht werden.

Wie kommt es eigentlich, daß Sie und auch andere Studenten zur Zeit in Magdeburg sind?

Das ist Folge einer sehr durchdachten Ausbildung der Schauspieler an der Theaterhochschule der DDR. In den ersten zwei Studienjahren wurden uns Grundlagen in Leipzig vermittelt, in den zwei letzten sind wir in der Obhut größerer Theater, lernen schon die Praxis kennen. Hier in Magdeburg müht sich sehr einfühlsam Regisseur Gerd Jurgons um uns „Anfänger“. Auf Studiobühnen und in kleinen Rollen auf der großen Bühne haben wir viele Möglichkeiten, uns künstlerisch weiterzubilden. Dann folgt die Diplomarbeit und der praktische Teil – das Intendantenvorspiel.

Und danach?

Danach geht das Lernen weiter. Ich würde gern an einem kleinen oder mittleren Theater beweisen, was ich mir angeeignet habe und was alles noch in mir steckt. Eine solch kleine Bühne fordert mich bestimmt mehr. Und dann wünsche ich mir ein gutes Ensemble, vielseitige und interessante Aufgaben...

Dafür toi, toi, toi!

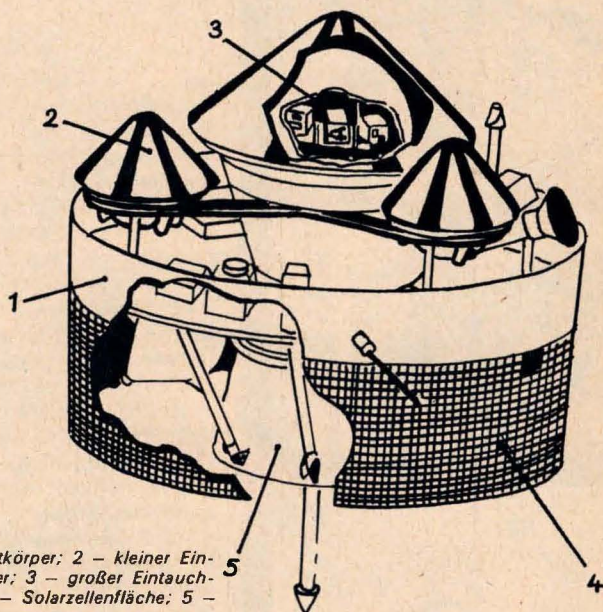
Das Gespräch führte Major Wolfgang Matthées. Alles ins rechte „Bühnenbild“ setzte Manfred Uhlenhut. Wir danken für die Unterstützung durch die Theaterhochschule „Hans Otto“ in Leipzig und den Bühnen der Stadt Magdeburg.

Venus-Sonde Pioneer Venus Multiprobe (USA)

Technische Daten:

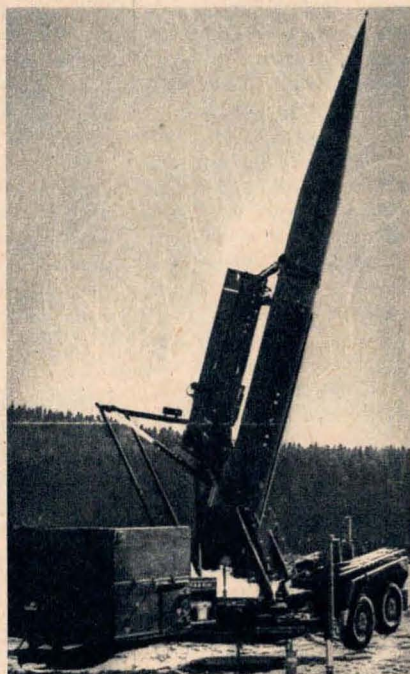
max. Körperdurchmesser	2,5 m
Massen:	
Hauptkörper	865 kg
Eintauchkörper	
zusammen	635 kg
Gesamtmasse	1 500 kg
Startdatum	8. 8. 1978
insgesamt gestartet	1

Die Pioneer Venus Multiprobe wurde rund zweieinhalb Monate nach dem Pioneer Venus Orbiter (AR 7/79) gestartet. Das Ziel des Unternehmens bestand darin, in einem bestimmten Abstand von der Venus einen großen und vier kleinere Eintauchkörper abzutrennen, die an verschiedenen Punkten der Tag- und der Nachtseite des Planeten aufzutreffen und während des Niedergehens Meßwerte zum Orbiter übermitteln sollten. Dabei wurden zahlreiche Daten übertragen, die zu neuen Erkenntnissen führten.



1 - Hauptkörper; 2 - kleiner Eintauchkörper; 3 - großer Eintauchkörper; 4 - Solarzellenfläche; 5 - Triebwerk

Operativ-taktische Rakete „Sergeant“ (USA)

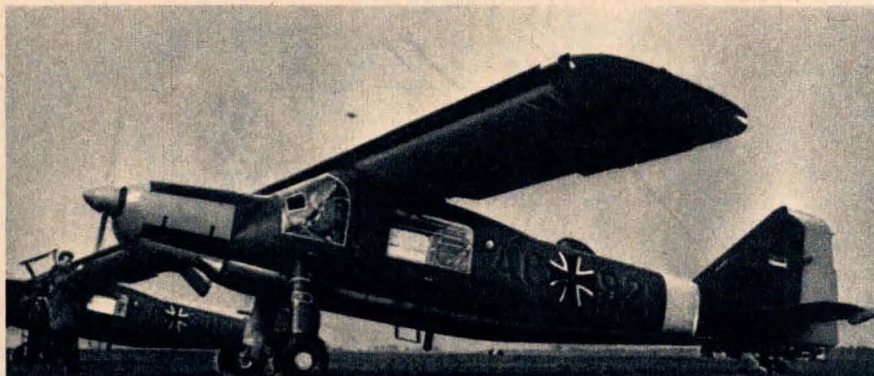


Taktisch-technische Daten:

Masse der Startrampe	15,5 t
Masse der Rakete	4,5 t
Länge	10,5 m
Durchmesser (max.)	0,78 m
Reichweite	140 km
Gipfelhöhe	40 km
Geschwindigkeit	3700 km/h
Schubkraft	196,2 kN (20000 kp)
Treibstoff	fest
Antriebsstufen	1
Schubdüse	1
Lenkungssystem	Selbstlenkung

Das Raketen-System „Sergeant“ (in der Bundeswehr auch als Lenkraketenwerfer Sergeant/XM 504 bezeichnet) besteht aus den technischen Hauptelementen: Startrampe mit Rakete (Foto), Raketen-transportfahrzeug, Transportfahrzeug für den Kernsprengkopf, Raketenprüf-fahrzeug. Jedes dieser vier Elemente ist ein Sattelaufleger mit Sattelzugmaschine. Die USA-Armee setzt eine 5-Mp-Dreiachs-, die Bundeswehr eine 7-Mp-Zweiachs-Sattelzugmaschine ein. Geführt auf Armeekorpssebene, wird die „Sergeant“ nach und nach durch das Raketen-System „Lance“ (AR 5/78) abgelöst.

Verbindungsflugzeug Dornier Do-27 (BRD)

**Taktisch-technische Daten:**

Startmasse	1 500 kg
Leermasse	985 kg
Länge	9,60 m
Spannweite	12,00 m
Höhe	2,70 m
Frachtraum	3,7 m³
Geschwindigkeit	260 km/h
Flugweite	1 315 km

Gipfelhöhe	7 500 m
Steigzeit auf	
3 000 m Höhe	8 min
Startrollstrecke	88 m
Landerollstrecke	75 m
Triebwerk	1 Kolbentriebwerk
	202,2 kW (275 PS)
Kraftstoff	220 l
mit Zusatztank	340 l
Besatzung	2 und 4 Mann

Die Do-27 ist aus der Do-25 entwickelt worden. Sie ist ein Kurzstart-Mehrzweckflugzeug und kann auf wenig vorbereiteten Graspisten operieren. Die Do-27 wurde als Schul-, Verbindungs-, Sanitätsflugzeug und als taktischer Aufklärer in der Bundeswehr von 1957 bis 1971 eingesetzt.

Leichter Kreuzer „Oktjabrskaja Revoluzija“ (UdSSR)

**Taktisch-technische Daten:**

Typverdrängung	15 450 ts
Höchstverdrängung	19 200 ts
Länge	210 m
Breite	21,3 m
Tiefgang	7,5 m
Geschwindigkeit	34 kn (63 km/h)
Fahrbereich	8000 sm (bei 20 kn)
Bewaffnung	12 × 152-mm-Geschütze in 4 Drillingstürmen; 12 × 100-mm-

Geschütze in 6 Zwillings-	
türmen; 24 × 37-mm-	
Geschütze in 12 Zwillings-	
lafetten; 16 × 30-mm-	
Geschütze in 8 Zwillings-	
lafetten; 2 Mehrfach-	
starter für reaktive	
Wasserbomben; Minen	
Besatzung	1 050 Mann
Das Schiff gehört zu der Serie von	
leichten Kreuzern des Typs Sverd-	
lov. Sie wurden in größerer Stück-	

zahl zwischen 1948 und 1956 gebaut. Beim Umbau erhielt der Kreuzer im Unterschied zum Typschiff eine neue Brücke und Plattform für zusätzliche Fliegerabwehrwaffen und deren Feuerleitgeräte. Die „Oktjabrskaja Revoluzija“ dient als Schulschiff für Offizierschüler. Nachdem das Schlachtschiff gleichen Namens außer Dienst gestellt wurde, erhielt der Kreuzer diese Bezeichnung.

Der Früh muß doch verrückt sein!

*Dies soll der Sportstudent
und künftige Berufsoffizier Steffen Eichhorn,
außer Atem noch, geapst haben,
nachdem er mit den Läufern der ASG Niederlehme
eines Abends wieder mal 8 km durch den hohen Föhrenwald getracht war.
An ihrer Spitze der „Verrückte“,
ein schlanker, bebrillter Stabsfeldwebel.*

„Verrückt keinesfalls, aber sportbesessen ist Genosse Früh“, erklärt Hauptmann Michael Schmidt, der Sportoffizier des Truppenteils. „Bei uns führt er die gesamte Leichtathletik, arbeitet als Mitglied im Kreisfachausschuß und gehört zu unserer ASG-Leitung. Abend für Abend macht er draußen sein Lauftraining.“ Sportarbeit und das Laufen ganz speziell seien des Stabsfeldwebels Hobby Nummer eins. Ein sehr zeitaufwendiges, wenn man bedenke, was Gert Früh dabei alles zu bewältigen habe: Die Seniorengruppe trainieren, also die Langläufer der Männerklasse, gemeinsam mit fünf weiteren Übungsleitern den Nachwuchs zweier Oberschulen in mehreren leichtathletischen Disziplinen anleiten, die Finanzen der ASG überwachen, den Schaukasten aktuell gestalten, Wettkämpfe organisieren. „Vor zwei Jahren gab's bei uns die Premiere zum Ernst-Thälmann-Gedenklauf, einem Cross über maximal 4.000 m“, erzählt Oberstleutnant Helmut Becke, ASG-Vorsitzender. „Genosse Früh bewährte sich als ‚Schirmherr‘ und als einer der siebenhundert Läufer. In diesem Jahr war er wiederum der Organisator dieses traditio-

nellen Wettkampfes. Zehn Freunde vom sowjetischen Partnerregiment waren dabei. Daß ‚nur‘ zweihundertfünfzig Aktive an den Start gingen, lag am miserablen Wetter. Stabsfeldwebel Früh hatte die Sache wieder gut im Griff – der „Geradeausläufer“, wie Hauptmann Schmidt ihn scherzhaft nennt: „Raus auf die Strecke, weder nach rechts noch nach links geschaut, immer vorwärts!“ Ein prima Kumpel sei er, meint Mechaniker Unterfeldwebel Manfred Sommer über seinen Vorgesetzten und Zimmergenossen Gert Früh. „Er ist wie ich kein Kneipengänger. Eine ‚blaue Bude‘ mögen wir beide nicht. Im Dienst ergänzen wir uns. In grundsätzlichen Fragen schaffen wir uns einen einheitlichen Standpunkt. Wo ich im Umgang mit der Nachrichtentechnik, der Nachweissführung oder bei der Vorbereitung der Lehrklassen zur Spezialausbildung noch nicht recht durchblicke, springt Gert ein. Doch da ist noch etwas: Früher tat ich sportlich, außer bei MKE, so gut wie nichts. Seit einem halben Jahr aber laufe auch ich hinter Gert her. Freilich nicht so oft wie er. Nicht so weit, auch nicht so schnell. Meine dreimal vier Kilometer wöchentlich aber bringe ich schon zusammen. Seitdem fühle ich mich wohler.“

Der Stabsfeldwebel lebt noch in den Flitterwochen mit seiner Frau Elisabeth aus dem Vogtländischen. Seit zehn Jahren ist er Berufssoldat, nunmehr Kabinettleiter in einer Nachrichtenlehrzentrale. Die Verantwortung, die der Neunundzwanzigjährige dort zu tragen hat, gleicht der des technischen Leiters eines Fernmeldeamtes. Gewissenhaft pflegt und verwaltet er nachrichtentechnische Geräte und Einrichtungen, deren Gesamtwert nicht auf Anhieb abzuschätzen ist. Vorbildliche Dienstauffassung und rastloses Mühen für ein interessantes Sportleben im Regiment und außerhalb brachten ihm die bronzene Verdienstmedaille der NVA, sämtliche Soldatenauszeichnungen (dreizehnmal „Bester“!) und weitere Ehrungen ein. Würde er sie anlegen, wäre seine Brust geradezu gepanzert. Auch die Knopfleiste der Jacke käme nicht zu kurz – bei einem halben Hundert Medaillen für leichtathletisches Können. Als Zehnjähriger holte sich Gert einen Kreismeistertitel im Weitsprung. Mit Zwölf ging er auf Langlaufbrettern in die Spur. Später orientierte ihn der SC Ein-





Früh-Schicht in der Nachrichtenlehrzentrale:

heit Dresden auf Mittelstrecken. Dann jedoch entschied sich der nunmehr „sportbesessene“ junge Unteroffizier für Langstreckenlauf, Cross und Marathon. Was ihm als Staffelläufer oft glückte, gelang ihm nie in bedeutenden Einzelwettbewerben: Mit Gold der Blick vom Siegereckpfechen. Gert mußte sich mit Plätzen begnügen. Ob ihn das nicht wurmte? Da gibt es einen großen Lauf. Auf ihn hat sich der Athlet eingestellt. Visiert einen vorderen Platz an, liebäugelt mit dem Sieg. Dann aber ziehen seine Kontrahenten an ihm vorbei. Wird man da nicht mal müde, hat die Faxen dicke? „Zu verstehen wär's“, meint Stabsfeldwebel Früh. „Aber Niederlagen sind nicht immer Mißerfolge.“ Vor elf Jahren, während der Kinder- und Jugendspartakiade in Berlin, konnte sich der talentierte Dresdener für die Endläufe über 800 und 1500 m qualifizieren. In einem Bewerberfeld von jeweils etwa 40 Läufern. Am Ende gelangen ihm ein achter und ein siebenter Platz. Worauf Gert noch heute stolz ist: Denn „... es waren meine besten Läufe, obwohl ich nicht

gewinnen konnte. Solche Niederlagen haben mich nie bedrückt, eher aufgemöbelt und angeregt, nächstens besser zu werden. Wenn ich das dann schaffte, habe ich mich gefreut.“

Wenn, einverstanden! Wenn aber nicht, was dann?

„Ich war gerade ein halbes Jahr Soldat. Da erhielt ich die Fahrkarte nach Zittau zum 4-km-Crosslauf, dem Endausscheid der Armee im Fernwettkampf. Die Voraussetzungen waren für mich schlecht: Es gab kaum Gelegenheit zu richtigem Training. Kurz vor der Reise hatte ich noch Wache. Hetzte danach Hals über Kopf zum Zug. Ab ging's zum Wettkampf, übermüdet und mit einem tollen Wunsch im Kopf: Ich wollte nach Potsdam, zum ASK, Leistungssportler werden. Also mußte ich in Zittau beweisen, was in mir steckt.“ Mit dem 32. Rang unter rund 100 Startern war da nichts zu machen. Gert Früh verabschiedete sich von einer großen Hoffnung. „Traurig und echt sauer“, wie er heute noch weiß. An ihrer Sachlichkeit mag er selbst gezweifelt haben. Anderenfalls hätte er sie gepackt, vielleicht. „Bei intensivstem Training möglicherweise. Aber das ließ der Dienst nicht zu.

Schließlich bin ich Soldat, habe militärische Pflichten“, gibt Ge-

nosse Früh zu bedenken. „Die stehen an erster Stelle. Was zählen die schönsten Sportserfolge, wenn ich ansonsten durchhänge? Also muß sich beides ergänzen. Bis vor zwei Jahren strebte ich noch Spezialleistungen im Lauf an. Jetzt aber will ich ganz einfach fit bleiben. Zusammen mit meinen Trainingskameraden aus der ASG. Wir meinen, das hat was mit militärischer Einsatzbereitschaft zu tun.“

Als der Startschuß fiel zum diesjährigen Marathon von Seelow nach Strausberg, war auch Stabsfeldwebel Früh unter den etwa fünfzig Wettkämpfern, die die offizielle Distanz von 42,195 km angingen. Er erinnert sich: „Es würde eine harte Tour werden. Das war mir klar. Also, bereite dich so gut wie möglich vor! Meine ‚Senioren‘ Unterfeldwebel Georgi und die Gefreiten Remisch, Berthold und Möckel hielten mit. Gemeinsam schraubten wir an den Wochentagen 15 bis 20 km, nach Dienst natürlich. An jedem Wochenende galt das doppelte Pensum. Bevor es an den Start geht, möchte nämlich jeder Läufer so seine 500 km in den Beinen haben. Da kann es sein, daß du mit



Die „zweite Schicht“ des Stabsfeldwebels Gert Früh, mit Manfred Sommer (links) und Steffen Eichhorn (rechts)

einem Muskelkater losrennst und ihn erst nach einem Viertel der Strecke wieder abgeschüttelt hast. Dieser Abschnitt und die letzten 10000 m sind die schwersten. Durchhalten oder aufgeben? Der Gedanke kommt, er muß weg! Aussteigen ist nicht, mußt du dir einhämmern. Helfen kann dir erst mal keiner. . . . Das Feld war bald weit auseinandergezogen. Ich lief allein, wie die anderen. Die Sonne brannte unbarmherzig. Die Füße scheuerten sich wund und schmerzten. Und dann kam auf einer langen Geraden noch ein starker Gegenwind auf. Ich glaubte, auf der Stelle zu treten. Der Kurs wurde unendlich lang. Dann aber, ich hatte von meiner vierten Position erfahren, tauchte weit vor mir der Dritte auf. Und er kam näher, immer näher heran. Das half. Mir gab's Mut und meinen Beinen wieder Kraft. Der Abstand schrumpfte zusammen. Und bald waren die Plätze gewechselt.“ Elf Minuten hinter dem Sieger, mit nur einer Dreiviertelminute über seiner Bestleistung (2:54,25), war der Stabsfeldwebel als Dritt-

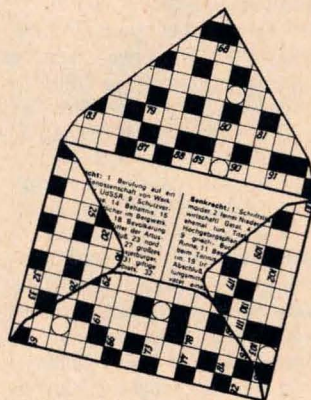
schnellster ins Ziel gekommen. „Es war ein Lauf ohne profilierte Aktive, keine Glanzleistung meinerseits. Trotzdem ein schöner Erfolg“, meint er. Und fügt hinzu: „Man muß eben seine Kräfte gut einteilen können. Das will gelernt sein.“ Weshalb Gert Früh mit seiner fünf bis sechs Mann je Abend zählenden Seniorengruppe planmäßig trainiert: Gymnastik, Fußgelenkarbeit, Sprünge und Steigerungsläufe zur Erwärmung, Einlaufen über 4000 m, dann 5 x 1000-m-Läufe nach Zeit. Und für seine „Rennsteig-Läufer“ gibt's noch ein Sonderprogramm: Je Wochenende zweimal 15 km Cross über Stock und Stein. „Sein Beispiel zieht, reizt sie zum Mit- und Weitermachen“, bestätigt Hauptmann Schmidt die Frühsche Erfolgstaktik. Gert erhebt Einspruch: Nicht immer sei seine, des Läufers Taktik, erfolgreich gewesen. „Ich war mal so etwas wie ein ‚Kantenläufer‘, blieb stets am Innenrand der Strecke. Da geschah es dann manchmal, daß ich eingeklemmt wurde und nicht wieder herausfand. Dazu hätte ich mich erst zurückfallen lassen müssen, um dann außen vorbeizukommen. Doch die Konkurrenz wartet nicht, sie läuft auf und davon. Und Nachsetzen kostet sehr

viel Kraft.“ Eine Erfahrung, die der Sportfunktionär beherzigt hat, als er vor fünf Jahren seinen Einstand als Sektionsleiter gab: Die Niederlehmer Leichtathleten ließen sich nicht „einklemmen“. Sie liefen jedes Jahr vom Start zur Spitze und ins Ziel, dem Bestenprädikat. Durchschnittlich pro Tag vier Meilen bringen im Jahr 2800, in knappen zwei Jahrzehnten so an die 53000 km. Die hat Stabsfeldwebel Gert Früh „laufend“ hinter sich gelassen. Wonach er, hätte er ein Band aufgerollt, der Erde nun ein Schleifchen binden könnte. Weil ihm aber der Lauf um den Globus gefallen hat, möchte er ihn fortsetzen, will „mindestens noch einmal herumkommen“. Verrückt? Der das einst so herausgesprudelt hat, damals nach dem Waldlauf, stellt es heute richtig. Steffen Eichhorn im Sommer 1979: „Der Früh ist einer, der sich selber überwindet. Und wenn er selbst auch mal keine Lust hat – ist Training geplant, wird los-gesockt.“
Oberstleutnant Heiner Schürer
Fotos: Ernst L. Bach

Waagerecht: 1. äußerer Abschluß, 4. Nennform, 10. englischer Archäologe, gest. 1943, 13. günstigster Zustand des Kulturbodens, 14. Insel im Indischen Ozean, 15. Zahlschalter, 16. deutscher Physiker, gest. 1905, 17. chem. Verbindung, 18. südwestbulg. Gebirgszug, 19. Salzlösung, 21. pers. Rohrflöte, 23. Berliner Flüßchen, 25. Gewässerbegrenzung, 28. Stadt in der Nordwestschweiz, 31. Fernsehansagerin, 33. Dramatiker, NPT, gest. 1972, 35. Kegelschnitt, 36. niederösterreichische Stadt, 37. Elch, 38. Strom in Westafrika, 41. schwed. See, 44. Bildhauer, gest. 1940, 48. Finkenvogel, 49. Einsiedelei, 54. Seesäugetier, 55. Skulptur des Naumburger Doms, 56. Operette von Lehár, 57. Gestalt aus „Othello“, 62. altgriech. Rhetor. und Politiker, 66. Fluß im Banat, 69. trop. Echse, 71. Teil der Woche, 72. Überschlagsprung, 75. Weinernte, 76. Stadt in der Türkei, 77. Bittermittel, 79. Gewässer, 80. Stadt an der Adige, 81. Gestalt aus „Schneeflöckchen“, 82. Körperteil, 83. Ritter der Artusrunde, 86. älteste latein. Bibelübersetzung, 87. Stadtteil der ungar. Industriestadt Vápalota, 88. Operngestalt bei Gershwin, 90. Ostseebad, 91. Habe, 93. Werkzeug, 94. Genußmittel der Malaiken, 96. preuß. General und deutscher Patriot, gest. 1831, 100. Sektionsleiter bei Wismut Aue, 105. schwed. Stadt, 107. Erfrischung, 108. Freund und Mitkämpfer von Ernst Thälmann, 109. männl. Vorname, 111. Ding, 112. Wunderwerk, 116. Gestalt aus „Paganini“, 119. sowjet. Monumentalmaler, gest. 1946, 123. sagenhafter Keltenkönig, 124. urgeschichtl. Beil, 125. Manuskripthalter an der Setzmaschine, 127. Dickhäuter, 130. männl. Vorname, 131. griech. Name der in Kleinasien eingedrungenen Kelten, 135. Musikstück für drei Instrumente, 136. Musikzeichen, 138. engl. Bier, 139. Seinenenfluß, 142. Dneprnebenfluß, 143. europ. Grenzfluß, 144. Stoffschaden, 145. Oper in Mailand, 146. heiml. Gericht im Mittelalter, 147. waagerechte Mauerkante, 148. turner. Übung, 149. Darmentzündung, 150. Stockwerk.

Senkrecht: 1. trop. und subtrop. Pflanze, 2. Gewebe, 3. Ringelwurm, 4. Staat in Vorderasien, 5. Dunst, 6. Gestalt aus „Rienzi“, 7. Industriestadt im Ural, 8. Eiland, 9. Zahl, 10. Laubbaum, 11. Abnutzung, 12. Schnürband, 20. Wohlgeruch, 22. Mahlzeit, 24. Wagendecke, 26. Abschragung einer scharfen Kante, 27. Amtstracht,

29. Angeh. der ehemals herrschenden Kaste in Peru, 30. Stadt an der Elbe, 31. Erfrischung, 32. Futterpflanze, 34. Zierpflanze, 35. Romangestalt bei Martin Andersen Nexö, 38. Verkaufsstelle auf dem Markt, 39. südfranzösische Stadt, 40. Ährenbündel, 42. unterer Teil der Lithosphäre, 43. Schwimmvogel, 45. deutscher Maler und Grafiker des 15./16. Jh., 46. Hauptstadt von Marokko, 47. Insel im Greifswalder Bodden, 50. Ansturm auf die Kasse, 51. Voranschlag, 52. Nachricht, Ankündigung, 53. Brennstoff, 58. schmale Stelle, 59. Schachfigur, 60. Vereinigung eines Stoffes mit Sauerstoff, 61. Großmutter, 63. chirurg. Eingriff, 64. Bühnen- und Konzertsänger, NPT, 65. Sowjetbürger, 67. Ladenanlage, 68. Lösungswort der Frz. Revolution, 69. Lebensjahre, 70. Korbblütler, 73. inneres Organ, 74. Gestalt aus „Elektra“, 76. Kalifennamen, 78. Papagei, 84. Schriftsteller, NPT, 85. Schnepfenstrauß, 88. ehemal. ungar. Fußball-Nationalspieler, 89. Trennwerkzeug, 92. Mutter der Nibelungenkönige, 94. ehemal. sowjet. Weltklassenschwimmer, 95. Kummer, 96. gesetzl. Einheit der Masse, 97. ehemal. Weltklassenschwimmerin der DDR, 98. kurzgebratene Fleischscheibe, 99. Speisefisch, 101. Allernebenfluß, 102. größter norweg. Dramatiker, 103. oberer Zimmerabschluß, 104. tiefe Zuneigung, 106. Zufuchtsstätte, 107. Donaunebenfluß, 109. alternative Zustandsform eines Gens, 110. Nute, 113. Fragepunkt, 114. See in der UdSSR, 115. Tanzschüler, 116. Gestalt aus „Siegfried“, 117. Wunschbild, 118. Schriftstück, 120. Kartenwerk, 121. alkoholfreies Getränk, 122. ital. Maler des 16./17. Jh., 125. Vorratswagen der Lokomotive, 126. feiner Niederschlag, 128. span. Flotte des 16. Jh., 129. Nachtschattengewächs, 131. abgeschlossener Raum, 132. Gesichtsmaske, 133. mittellat. Stadt, 134. russ. Architekt des 18./19. Jh., 136. Tresor, 137. Hauptstadt von Togo, 140. ägypt. Göttin, 141. Rauchfang.



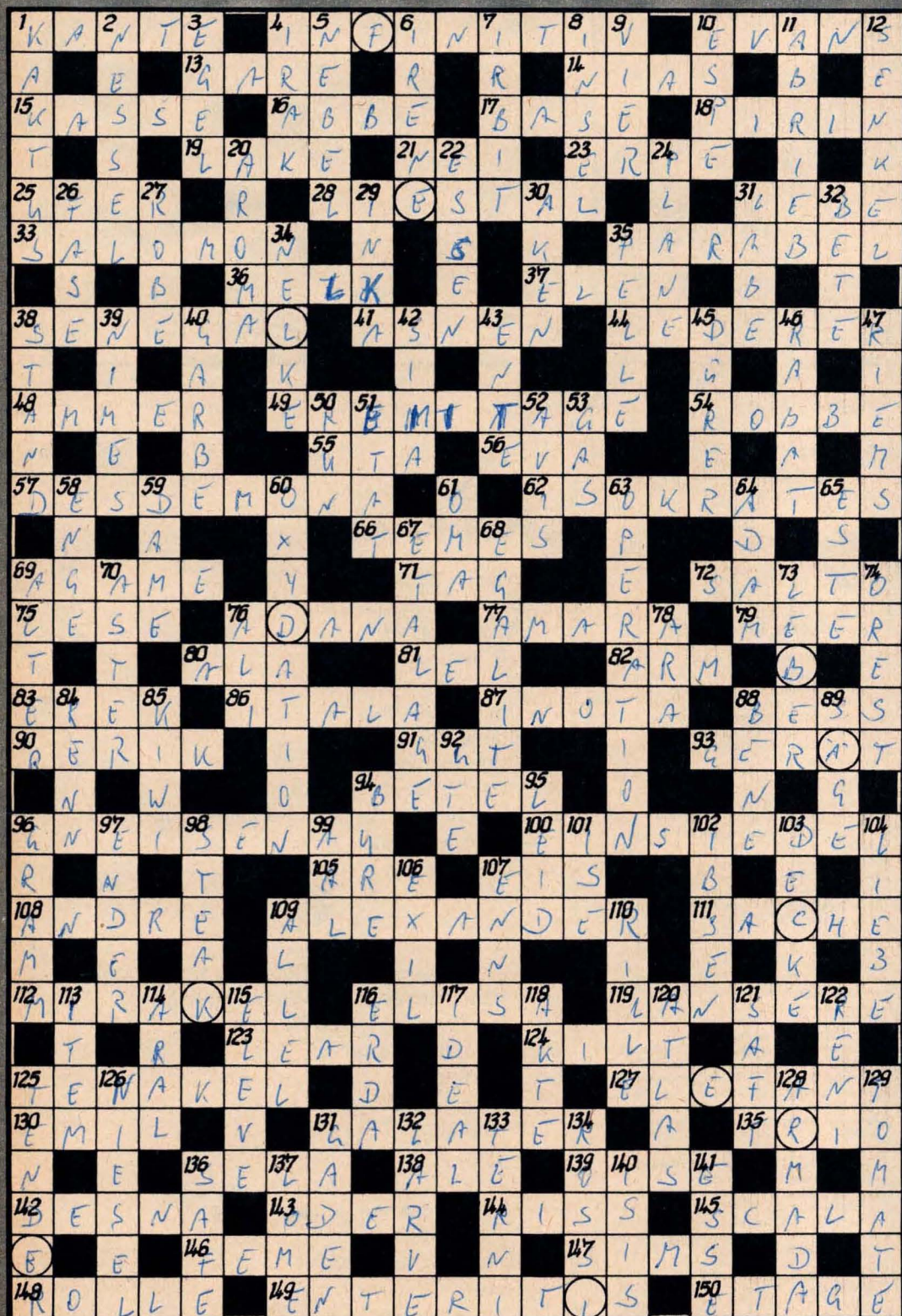
Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich eine wichtige Versorgungseinrichtung. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 10. 9. 1979. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 9/79.

Auflösung aus Nr. 7/79

Preisfrage: Die richtige Antwort auf die Preisfrage lautet: Volksmarine. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: 1. Legal, 4. Trip, 7. Isar, 10. Amsel, 13. Area, 14. Reck, 15. Beleg, 17. Evolution, 18. Talka, 20. Atem, 22. Sela, 23. Sana, 25. Eklat, 28. Adana, 31. Otto, 33. Tata, 35. Ronde, 36. Anke, 38. Ata, 40. Lein, 41. Enid, 42. Erg, 44. Rossi, 45. Eleve, 46. Feldwebel, 50. Gelege, 54. Selene, 57. Metro, 58. Iga, 60. Scala, 61. Stab, 63. Sekante, 64. Urne, 67. Keramik, 69. Arabien, 70. Elan, 72. Darg, 74. Taste, 77. Tegel, 78. Sitte, 81. Soll, 82. Tank, 83. Helle, 85. Allee, 88. Rappe, 91. Ilse, 92. Frau, 93. Salomon, 97. Rolland, 101. Edam, 102. Sentenz, 105. Erie, 106. Stele, 108. Erl, 109. Erato, 111. Tanker, 113. Nenner, 116. Karabiner, 120. Radio, 121. Arnim, 122. Ora, 124. Koka, 126. Adam, 127. Epi, 129. Arno, 131. Emile, 132. Oase, 135. Enak, 137. Asola, 139. Elena, 141. Ries, 144. Senn, 146. Rhin, 148. Desna, 149. Selektion, 151. Akaba, 152. Stag, 153. Gurt, 154. Nelke, 155. Maar, 156. Niet, 157. Zeise.

Senkrecht: 1. Labes, 2. Gilan, 3. Lage, 4. Tee, 5. Ravel, 6. Peloton, 7. Intrade, 8. Aroma, 9. Ren, 10. Akte, 11. Salat, 12. Llano, 16. Etat, 19. Aloe, 21. Met, 22. San, 24. Art, 26. Kalif, 27. Ariel, 29. Deneb, 30. Nadel, 32. Tor, 34. Ansage, 37. Knebel, 38. Areg, 39. Aral, 42. Eede, 43. Gabe, 47. Eros, 48. Wega, 49. Emse, 51. Ente, 52. Emba, 53. Etui, 54. Saar, 55. Laub, 56. None, 58. Ikone, 59. Anode, 61. Skat, 62. Aras, 65. Rist, 66. Ende, 68. Kerosin, 69. Agentur, 71. Atlas, 73. Alter, 75. Ate, 76. Tal, 79. Ida, 80. Tip, 83. Hase, 84. Lila, 86. Leine, 87. Effel, 89. Paar, 90. Erde, 94. Adda, 95. Omsk, 96. Oper, 98. Oran, 99. Leon, 100. Nixe, 102. Seja, 103. Trab, 104. Zehe, 107. Tender, 110. Tennis, 111. Togo, 112. Nara, 114. Name, 115. Radi, 116. Kokos, 117. Rakel, 118. Nudel, 119. Ramon, 123. Run, 125. Amateur, 126. Aleuten, 128. Poe, 129. Aken, 130. Nan, 133. Aar, 134. Erik, 135. Enden, 136. Assel, 138. Omega, 140. Eloge, 142. Inari, 143. Skale, 145. Nase, 147. Hatz, 149. Sam, 150. Nut.





UNSER TITEL: Fla-Raketenschütze beim Zieltraining. Er ist in seiner mot. Schützenkompanie mit verantwortlich für den Schutz der Einheit vor Tieffliegern. Foto: Oberstleutnant E. Gebauer



UNSER POSTER: Der ASK-Ruderer Joachim Dreifke, der 1978 Weltmeister im Doppelvierer wurde, vor dem Training auf der Warnow. Foto: M. Uhlenhut



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau“.
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 168.
Postfach 46130, Telefon 4 30 06 18.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim
Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.

Auslandskorrespondenten:

Oberst W. G. Radtschenko und

Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;

Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;

Oberst Z. Zakow – Sofia;

Oberstleutnant J. Červený – Prag;

Major G. Udovecz – Budapest;

Oberst I. Capet – Bukarest.

Preis je Heft sowie Abonnementpreis:

1,- Mark, Erscheinungsweise und Inkasso-
zeitraum: monatlich, Artikel-Nr. (EDV): 52316.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen
des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT
zu entnehmen.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die
Deutsche Post und den NVA-Buch- und
Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin,
104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den
sozialistischen Ländern über die Postzeitungs-
vertriebs-Ämter und in allen übrigen
Ländern über den internationalen Buch-
und Zeitschriftenhandel. Bei

Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen
Ausland wenden sich Interessenten bitte an
die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener
Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig,
Leninstraße 16, Postfach 160.

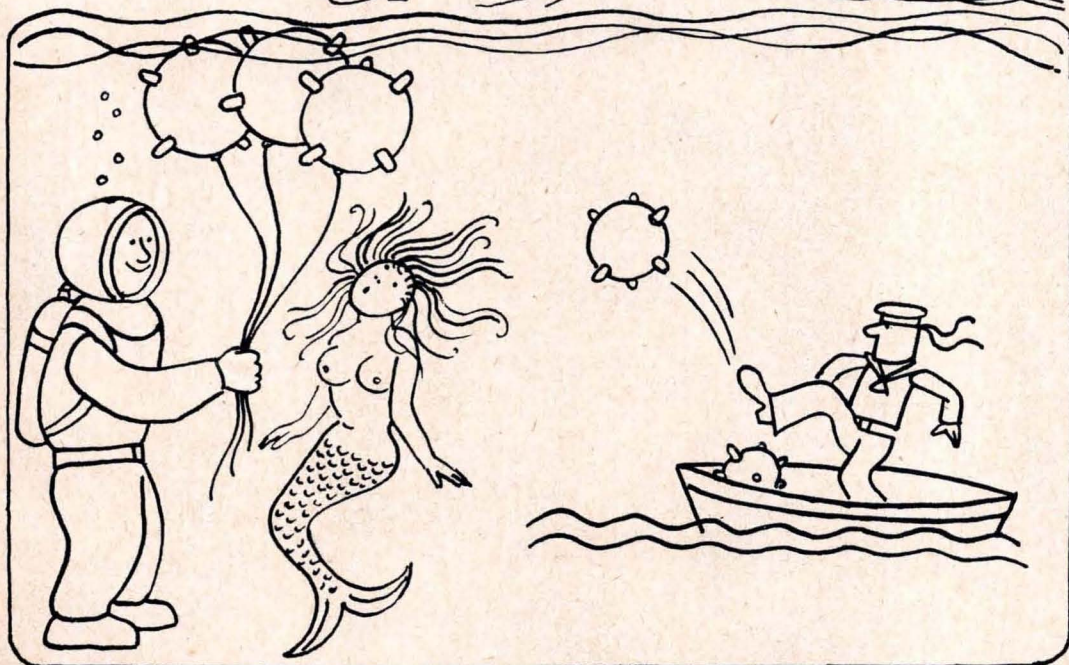
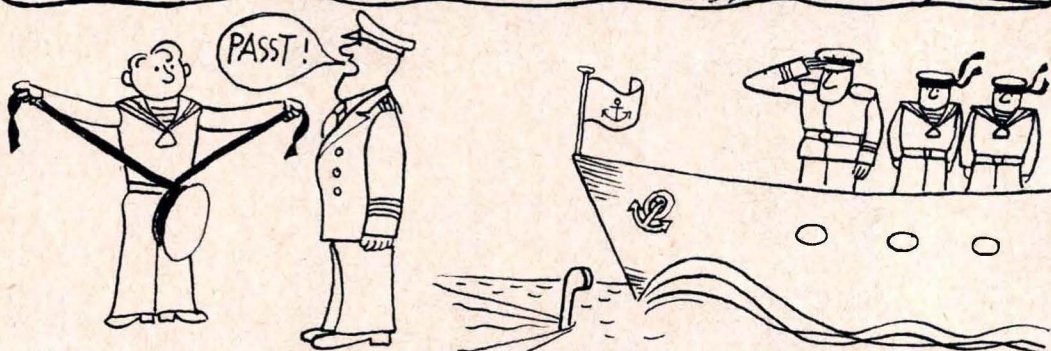
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-
WERBUNG Berlin, 1054 Berlin,
Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2 26 27 15
und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen
der Bezirke der DDR.

Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK,
Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann,
Printed in GDR.

Redaktionsanschluß dieses Heftes:
29. 8. 1979

INHALT

- 3 Was ist Sache?
- 4 Vorwiegend spannend
- 6 Ahoi, Murmi!
- 10 AR international
- 12 Das Doppelleben des Werner B.
- 16 Die Transit-Masche
- 22 Stählerne Retter
- 24 Über das weite, weite Meer . . .
- 28 Wehrdienst als Scheidungsgrund?
- 30 Zwischen Schrauben und Lagerhäusern –
die Lageristen
- 36 Die Erben der Aurora
- 42 Toni
- 45 Waffensammlung/Flugboote
- 52 Für Nguyen Minh Tam
- 54 Mit Zeichenstift und Pinsel im Handbuch
„Militärisches Grundwissen“ geblättert
- 56 Was einem so in die Hand kommt
- 60 Bilder aus Westafrika
- 66 Bildkunst
- 68 Kaliber 152
- 70 Postengang 79
- 78 Postsack
- 82 Katrin gibt Gas
- 84 Ein Unterfeldwebel wird König
- 90 Typenblätter
- 92 Der Früh muß doch verrückt sein!
- 96 Rätsel





31036

ISSN 0004-2277

Dina Straat

Foto: Tassilo Leher

